image
not
available

Idalium.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Finsterniß überall!

Fern vom Treiben der Welt, fern von großen Städten liegt ein schönes Thal, von drei höhern Bergkuppen und einer ausgedehnten Felsenkante umgeben. Die Schlösser der Edelleute, welche dieses romantisch belegene Stückchen Erde bewohnen, sind auf den Höhen erbauet und schauen, von Waldungen umkränzt, in das Thal hinab. Sie stammen aus alter Zeit und verrathen durch ihre Bauart, daß sie der Sitz mancher Ahnen gewesen sein mögen, bevor das neunzehnte Jahrhundert über die deutschen Gauen aufgegangen war.

Am höchsten belegen war das Schloß Hohenstein mit seinen verwitterten Thürmen und mit seinen zerbröckelnden Mauern, von außen ein Bild der Vorzeit, von innen aber mit dem Luxus der Neuzeit geschmückt. Es gehörte dem Baron von Hohenstein, einem geistreichen, alten Herrn, der es nur zur Sommerzeit bewohnte und es dann zum Sammelplatze von Fürsten

und Königen, von Dichtern und Gelehrten zu machen suchte.

Auf den beiden andern Bergkuppen prangten neben den alten Schlössern zwei neuere Gebäude, nach städtischer Form von einem neugeadelten Geschlechte erbauet. Zur Zeit wurden sie nicht bewohnt, weil die Söhne minorenn waren und theils auf Reisen, theils auf Universitäten ihre Bildung vervollständigten. Der Besitzer, ein Herr von Wöllner, war im Freiheitskriege geblieben und seine Gemalin hatte eine ferne Residenz zum Aufenthalte gewählt, um der Trauer der Einsamkeit zu entfliehen. Sie ließ ihre Besitzung im Gebirge administriren und verzehrte mit ihren Kindern die Einnahme desselben außer Landes.

Dem Baron von Hohenstein waren die beiden kleinen Schlösser mit den hellgetünchten Mauern und den neumodischen Portalen ein Dorn im Auge. Er unterdrückte jedes Mal, wenn sein Blick darauf fiel, nur mit Mühe einen martialischen Fluch und wendete sich jedes Mal mit einem Seufzer, der dem Aussterben der frühern Besitzer galt, hinweg.

Er selbst war gottlob hinreichend mit Erben gesegnet, um ein solches Familienunglück nicht voraussehen zu müssen, und es fehlte ihm auch keineswegs an Mitteln, um seine glänzende Existenz behaupten zu können.

Er lebte ohne Sorgen und genoß die übrig gebliebenen Freuden des Alters, nachdem er seine Jugend vollständig benutzt hatte, um alle irdische Glückseligkeit kennen zu lernen. Daß er frei von Vorwurf darauf zurückblicken konnte, rechnete er sich selbst zur größten Ehre an.

Ein Dichter — vielleicht Schiller oder Goethe — hatte in der Begeisterung dichterischen Entzückens (wahrscheinlich vom gluthweckenden Cypernweine enthusiasmirt, den der Baron von Hohenstein mit besonderer Vorliebe im Keller hegte) diese romantische Landschaft als das Idalium der alten Dichter gepriesen und wir benützen diesen Umstand um uns aus der Verlegenheit zu helfen, da wir den wirklichen Namen der Ortschaften zu verschweigen Ursache haben.

In Idalium fand man im zweiten Jahrzehnt des jetzigen Jahrhunderts außer den eben beschriebenen Schlössern auf der Höhe auch in dem Dorfe, das sich im Thale um einen umfangreichen Landsee lagerte, sehr hübsche, reinlich und wohnlich aussehende Häuser, die im Allgemeinen auf einen gewissen Wohlstand der Bevölkerung schließen ließen. Namentlich trat ein zweistöckiges Haus nahe dem Berge, worauf Hohenstein prangte, sehr vortheilhaft hervor. Weiße Vorhänge an den Fenstern, ein sauber angestrichenes Gehege um den kleinen Hausgarten, der zur Seite lag, und ein spiegelhell geputzter

Griff an der braunen Hausthür gaben dem hübschen, breiten Hause ein vornehmes Ansehen. Dies Haus wurde seit Jahresfrist von einem Herrn bewohnt, dessen Aeußeres gerade nicht imposant, doch elegant und von der Art war, daß es jede Vertraulichkeit zurückwies. Ein alter Diener in dunkelgrauer Livree mit gelben Aufschlägen besorgte seine Aufwartung und nannte ihn „gnädiger Herr." Er selbst aber hatte nur unter dem einfachen Namen „Engelbrecht Maltmann" den Miethscontract mit dem Eigenthümer des Hauses entworfen und denselben eben so unterzeichnet.

Herr Engelbrecht Maltmann war ein Mann in seinen besten Jahren, hatte ein scharfgezeichnetes, feines Gesicht, lebhafte Augen und eine hohe, von feinen Runzeln überzogene Stirn. Seine Gestalt erreichte kaum die gewöhnliche Mannesgröße. Da er sich aber sehr gerade hielt, so überschätzte man häufig seine Größe und überzeugte sich erst bei näherer Betrachtung, daß er eigentlich als Mann zu klein sei.

Er lebte einsam und einfach. Eine Bauerfrau war seine Köchin und seine Wäscherin, alles Uebrige seiner Bedienung wurde vom alten Diener, den er mit französischer Aussprache „George" rief, mit großer Geschicklichkeit und Sorgfalt in's Werk gesetzt.

Wo Herr Engelbrecht Maltmann früher gelebt, ob er, durch Unglück oder durch eigenes Verschulden getrieben, in Idalium einen Zufluchtsort hatte suchen müssen, das erfuhr Niemand. Es blieb sogar zweifelhaft, ob überhaupt das Leben dieses Mannes jemals getrübt worden sei. Sein glatt rasirtes Gesicht zeigte viel Seelenruhe und Gleichmüthigkeit und wenn er, stets einsam und allein, sehr langsam und bedächtig den schmalen Waldpfad entlang bis zum See hinabging, um von dort den Untergang der Sonne zu belauschen, so forschten die Blicke der Neugierigen im Dorfe vergeblich nach irgend einer verrätherischen Bewegung in seinem Mienenspiele.

Mit philosophischer Ruhe schritt er dorthin und eben so unbewegt begab er sich, die Hände auf dem Rücken, wieder zu seiner Wohnung zurück, die ein Stückchen höher belegen war, als der See im Thalgrunde. Daß er mit demselben Gesichtsausdrucke jeden Morgen auch den Aufgang der Sonne, an seinem Fenster stehend, erwartete und die Blicke ein klein wenig unruhiger über den See hinwegschweifen ließ, gerade so, als wolle er fragen: „Ist dies der Tag, der mir das bringen wird, was mich beglücken würde?" davon wußte kein Mensch, außer seinem Georg etwas. Man hielt den Abendspaziergang für eine Ge-

wohnheit und daß er dabei die Stunde wählte, wo die Natur eine ihrer schönsten Scenen feierte, war zu natürlich, um sich darüber zu verwundern.

Wollten wir den Herrn Engelbrecht Maltmann aber einmal in seiner Abendeinsamkeit belauschen, so würde sich uns der undurchdringliche Schleier lüften, der über den unbeweglichen Zügen lag. Wir würden sein ganzes Wesen in Aufruhr und seine Brust von jenem Gefühle durchzuckt sehen, das zwischen Verachtung, Haß und Trauer schwebt.

Herr Engelbrecht Maltmann war ein Märtyrer seiner Ideen, einer jener Betrogenen, die eine Zeit lang Anerkennung gefunden haben, um dann später als Opfer der Zeit zu fallen! Er war eine politische Größe gewesen, hatte seine Ideen mit einiger Selbstüberschätzung als Zeitgesetze geltend zu machen gesucht, mußte aber erleben, daß seine Bestrebungen gerade in dem Momente mißdeutet wurden, wo sie als zeitgemäß in Wirksamkeit treten sollten. Er floh den Schauplatz seiner Thaten. Einsam, aus Trotz gegen das Schicksal, das ihn demüthigte, verlor er mit dem felsenfesten Glauben an Gott zugleich alles Vertrauen zu den Menschen, und begrub mit der glücklichsten Vergangenheit auch eine glänzende Zukunft. Er hatte sich durch

die Strömungen der Zeit hindurch lavirt, um endlich, statt in dem Hafen der Ruhe zu landen, mit seinen Prinzipien am Wankelmuthe seiner Zeitgenossen zu scheitern. Daß aber das Menschenherz nicht aufhört zu hoffen, davon gab die stille Erwartung, womit Herr Engelbrecht Maltmann täglich der Morgenröthe entgegensah, den besten Beweis. Ohne es sich einzugestehen lebte er der festen Zuversicht, daß man ihn ehrenvoll zurückberufen werde, und daß dann seine Ideen wie glänzende Sterne das Chaos durchdringen und lichten müßten, welches in allen Staaten Deutschlands herrschte.

Ueberlassen wir ihn seinen täglichen Träumen von Anerkennung und wenden wir uns dem See zu, der mit seinen klaren Wellen den Wiesengrund bespült, welcher ein zweites, eben so hübsches und stattliches Haus, wie das am Berge, umgibt.

Dies Haus unterschied sich, trotz der gleichen Bauart, trotz der eben so hübschen Vorhänge an den Fenstern und dem blitzenden Messinggriff an der braunen Hausthür, doch wesentlich von dem oberhalb belegenen, und zwar durch die Lebhaftigkeit des Verkehrs in demselben und durch eine äußerst einladende Veranda.

Vor dieser Veranda, die ganz einfach aus Holzbal-

ken gezimmert und von Sommerschlinggewächsen umrankt war, hatte man die köstlichste Aussicht über das ganze Thal mit seinen Bergen und Schlössern, und diente sie darum auch den Bewohnern des Hauses am See in der warmen Jahreszeit als Eßsalon und Gesellschaftszimmer, als Boudoir und Arbeitsstube.

Das Gehöft lag isolirt und der ganze Wiesenplan bis zum See hinab gehörte dazu.

Es war früher des Baron von Hohenstein's Eigenthum gewesen, wurde jedoch am Ende des vorigen Jahrhunderts von ihm an eine Frau Dorsak verkauft, welche, durch die günstige Lage dazu veranlaßt, eine Molkenwirthschaft darin anlegte, die sich als außerordentlich rentabel bewährte. Man gab dem Hause den Namen „der Meierhof" und im weitesten Umkreise wollte Niemand andere Butter und andere Milch kaufen als solche, die von Frau Dorsak's Meierhof kam.

Frau Dorsak war noch immer eine hübsche Frau, obwohl sie eine Tochter von achtzehn und einen Sohn von zweiundzwanzig Jahren hatte. Ihre Erscheinung, in der Mitte von Küchen- und Wirthschaftsgeräthen der gröbsten Art, befremdete einigermaßen, da weder die Färbung ihres Teints, noch die Feinheit ihrer Hände in Harmonie mit ihrer Arbeitsthätigkeit zu bringen waren.

Es blieb ihren Nachbarinnen räthselhaft, daß diese Frau, ungeachtet aller sauern Arbeit, nicht aussah wie alle andern Dorfbewohnerinnen, und sie hatten sie deßhalb in Verdacht geheimer Schönheitspflege, wie sie große Damen anwenden sollten. Frau Dorsak bekümmerte sich nicht viel um das Geschwätz ihrer Nachbarinnen.

Sie war eine ruhige, sehr thätige Frau, und was sie aus frühern, bessern Verhältnissen in dies arbeitsvolle Dasein an Bildung mit hinübergebracht hatte, das füllte ihre Mußestunden hinlänglich aus. Dazwischen sang sie bisweilen ein Liedchen bei der Arbeit oder plauderte mit ihrer Tochter so anmuthig leise, daß die Dame der feinen Welt sehr verrätherisch daraus hervorblickte.

In dieser Art hatte sie siebenzehn Jahre auf dem Meierhofe verlebt und noch immer wußte kein Mensch, woher sie eigentlich stamme und was sie früher für eine Rolle gespielt habe. Ihr Wirken und ihr Schaffen war einfach, als sei sie dessen seit ihrer Jugendzeit gewohnt; aber ihr Wesen, die Erziehung ihrer Tochter, ihr wunderschöner Gesang und ihr vortreffliches Klavierspi l verriethen, daß sie einem andern, als landwirthschaftlichem Kreise angehört hatte.

Es konnte nicht fehlen, daß Frau Dorsak durch ihr Dienstpersonal sogleich Kenntniß von dem neuen

Dorfbewohner Herrn Engelbrecht Maltmann erhielt, allein es regte ihre Aufmerksamkeit wenig an. Um so auffallender erschien ihre sichtliche Befangenheit, als er zum ersten Male an ihrem Meierhofe vorüberging, um zum See hinabzuschreiten. Bestürzt blickte sie ihm nach. Als wolle sie sich überzeugen, daß kein Phantom ihre Sinne täusche, so starr und aufmerksam heftete sie ihr Auge auf den Mann, der über ihre Wiesen hinspazierte ohne eine Ahnung dessen, was in ihrer Seele vorging.

Dann wendete sie sich hastig um und verließ ihren Platz, um ein Begegnen zu vermeiden, welches ihr, wenn auch nicht schmerzlich, so doch höchst unbequem war. Späterhin zeigte sie dergleichen Gemüthsbewegungen nie, Herr Engelbrecht Maltmann mochte grüßend an ihr vorübergehen oder für einige Momente stehen bleiben, um einige Worte mit ihr zu sprechen, die sich meistentheils auf das Geschäft bezogen, das sie betrieb. Nur spielte oftmals ein leises Lächeln über ihr Gesicht, wenn sie mit karger Artigkeit seine Anrede beantwortete, die jedes Mal im Tone der freundlichsten Herablassung geschah.

Darüber verging der erste Sommer. Zu Frau Dorsak's Erstaunen blieb Herr Maltmann auch wäh-

rend der Winterszeit in Idalium und sie betrachtete bisweilen mit steigender Aufmerksamkeit diesen Mann, wenn er langsam und bedächtig, trotz Sturm und Regen, zur Zeit des Sonnenunterganges von seinem Hause hinabstieg, um den letzten Tagesschimmer auf den Bergkuppen zu erwarten.

Ihr theilnehmender Blick folgte ihm und in ihrer Seele dämmerte die Ahnung, daß nicht allein Gewohnheit, sondern ein tief verstecktes, schmerzliches Abschiednehmen vom Tage ihn dahin trieb, wo er das Verglühen desselben betrachten konnte.

Ihr Blick drang durch die feste und unergründliche Ruhe seines Mienenspieles und sie las zuletzt die stumme Klage darin: „Wieder vergeblich geharrt!“

Oftmals, wenn sie in den langen Winterabenden mit ihrer Tochter gesungen, Klavier gespielt und gelesen hatte, öffnete sie noch spät das Fenster und sah zu jenem Hause hinauf, wo ein helles Fenster ihr verrieth, daß dort oben ein ehrgeiziger Kopf noch träumte und schuf, daß dort oben ein schöpferischer Geist fern von der gesellschaftlichen Sphäre, der er angehörte, über große Ideen grübelte, die vielleicht von Denen verdammt wurden, welchen das Gedeihen derselben Gewissenssache sein mußte. Warum sonst wandelte er

einsam seinen Weg, da er schon vor langen Jahren seinen gewaltigen Einfluß auf die Staatsentwicklungen begründet hatte?

Ihr Interesse an Herrn Maltmann stieg unter diesen Beobachtungen.

Sie konnte am besten beurtheilen, was es heiße, sich mit Selbstverläugnung von Allem zu trennen, was die Gewohnheit Erfreuendes und Beglückendes in ein Menschendasein zu flechten vermag. Sie wußte, was es bedeute, dem Verschulden Anderer weichen zu müssen, um in der selbstgewählten Einsamkeit die Störungen des Gemüthes, die Wallungen einer empörten Seele beschwichtigen zu können.

Da sie an sich die erfreuliche Erfahrung gemacht hatte, daß man in einer Thätigkeit, die allen frühern Gewohnheiten vollkommen widersprach, am sichersten eine Heilung solcher Seelenleiden erzielte, so hätte sie dem Manne da oben, der sich gewiß abmühete, mit geistiger Kraft die Gemüthswunden zu heilen, den Rath zurufen mögen: „Wende Deinen Blick hieher, Du armer Verstoßener, siehe, wie man es anfangen muß, um von der Verblendung kurirt zu werden, als ruhe das Heil und das Glück unsers Lebens nur in dem Glanze der Anerkennung und Verehrung! Komm

und lerne von mir, wie viel Trost und Beruhigung in der körperlichen Beschäftigung zu finden ist, wenn der Geist müde gehetzt und das Herz bittern Täuschungen erlegen war. Hat man die Energie Deiner Gedanken, die Kraft Deiner Ideen, die Klarheit Deiner Vernunft mißdeutet, so komm und lerne von mir das Urtheil der Menge vergessen!“

Zweites Capitel.

Die Sylphe des Thales.

Der Frühling hatte sich eben in seiner ganzen Kraft und Schönheit entfaltet, und die Berghöhen, noch vor wenigen Tagen nur glänzend braun von den geschlossenen Buchenknospen, waren plötzlich wie mit einem frisch grünen Flor überworfen. Herr Engelbrecht Maltmann, überrascht von dieser wunderbar raschen Entfaltung, hatte sich ausnahmsweise schon Nachmittags auf den Weg gemacht, war aber nicht nach dem See hinunter gewandert, sondern seitwärts in eine Schlucht hineingeschritten, die sich sehr bald bis zu einem schmalen Fußsteige verengte, welcher ziemlich steil bergan ging.

Unter ernsten und wehmüthigen Gedanken stieg er bergauf, unkundig des Weges und unbekannt damit, daß dieser Fußsteig durch das Dunkel des Waldes sich hinschlängelte, bis zu einem Felsenvorsprunge, von dem man weit in's Land und auch auf alle niedrigeren Bergkuppen des Thales, so wie in das Dorf und auf den See hinab-

blicken konnte. Hohensteinklippe nannte das Volk diesen Felsen, aber der neue Herr der alten Schlösser hatte einer schönen Französin zu Ehren den Namen Esperance in den Granit hauen lassen und den Ort Esperancens-ruh' getauft.

In voller Entrüstung über diese Huldigung hatte Baron Hohenstein unter dem Namen dieser schönen Französin die Worte en Dieu anbringen lassen, und damit zugleich seinem Patriotismus Ausdruck gegeben, der nur in der „Hoffnung auf Gott" Geduld genug errungen hatte, um die Schmach der französischen Herrschaft zu ertragen.

Herr Engelbrecht Maltmann wußte natürlich von diesem Conflicte der Nachbarschlösser gar nichts, und fühlte sich darum auch auf's Heftigste erschüttert, als ihm unerwartet eine von Moos überzogene Inschrift entgegenleuchtete, die seinem Geisteszustande vollständig entsprach. Ergriffen ließ er sich auf den glatt gehauenen Steinen, die einen Ruheplatz bildeten, nieder. Er gebrauchte mehrere Minuten, um den Eindruck, den dieses seltsame Zusammenklingen seiner Stimmung mit dieser unvergänglich dastehenden Phrase, die das Motto seines jetzigen Lebens war, zu bewältigen.

Dann aber richtete er wie neu belebt seinen Blick empor und ließ ihn über das Land hinausschweifen, nach

jenen kaum sichtbaren Gebirgsketten, die, wie Gewitterwolken geformt, am Horizonte ruhten.

Von jenen Gebirgen, welche seine Vergangenheit von ihm trennten, sank endlich sein Auge müde und überdrüssig hinab in das stille Idalium, das ihm eine Zufluchtsstätte geworden war, und da traf es auf einen Gegenstand, der die Wolken von seiner Stirne verjagte, und den Nebel des Trübsinns aus seiner Seele verscheuchte.

Eine Mädchengestalt kam eilig, als fürchte sie das Erwachen der Natur zu versäumen, vom See daher; ihr Fuß berührte kaum das keimende Gras der Wiesen, und als sie am Rande des Berges, der ihr zunächst lag, angelangt war, da zögerte sie nur deßwegen einen Augenblick, um die verschiedenen Fußwege, die sich zu den Höhen hinaufschlängelten, zu prüfen. Endlich schien sie einig mit sich. Sie verschwand im kaum belaubten Walde, kam jedoch sehr bald auf dem terrassenförmigen Wege wieder zum Vorschein und ließ sich am Abhange, in mäßiger Entfernung von der Hohensteinklippe, im Grase nieder. Hier saß sie eine lange Zeit ganz träumerisch still, und ließ ihre Augen von den Höhen zum See und vom See wieder zu den Kuppen der waldbewachsenen Berge gleiten. Es lag etwas Andächtiges in ihrer Haltung und Geberde. Die Hände fromm gefaltet, schien sie ihren

Gedanken einen freien Flug zu gestatten, der sie himmelan führte.

Herr Maltmann konnte ihr Gesicht nicht erkennen, allein aus ihren leichten, graziösen Bewegungen schloß er auf Jugend und Schönheit, und diese Voraussetzung wurde bestätigt, als plötzlich das Mädchen mit einer raschen Wendung in das volle Sonnenlicht trat, ein helles, melodisches Gelächter ertönen ließ und ihr Taschentuch schwenkte.

Maltmann sah sogleich, daß diese lebhaften Demonstrationen der Frau auf dem Meierhofe galten, die langsam aus der Hausthüre trat, und sich nach allen Seiten umsah.

Richtig. Jetzt gewahrte sie ihre Tochter auf dem Berge. Sie schlug, offenbar erstaunt, die Hände zusammen und beantwortete das Gelächter des Mädchens mit einem gleichen Lachen; dann winkte sie. Ihre Tochter lachte fort, schlug aber mit voller Bruststimme gleich darauf einen Dreiklang an, dem sie in drolligster Weise das Wort „non, non“ unterlegte.

Herr Maltmann traute seinen Ohren nicht. Welche Stimme! Welch' ein sicheres Intoniren! Welch' eine kunstgerechte Schwellung des Tones! Träumte er denn? Er faßte sich wirklich handfest an Haar und Stirn, denn das Mädchen fuhr fort zu solfeggiren auf das Wörtchen non,

lief die Tonleiter auf und ab bis zu den höchsten und bis zu den tiefsten Tönen einer weiblichen Kehle und schloß mit einem trillergleichen komischen Lachen, dem sie selbst sehr splendid Beifall klatschte.

Es war gewiß die reizendste Diana, die nur eine Theatersoubrette hätte erfinden können. Gleich darauf verschwand das Mädchen. Maltmann starrte betäubt auf den Fleck, wo sie gesessen hatte und fragte sich, wer die Sängerin sein könnte. Rasch erhob er sich.

„Dem muß ich auf die Spur kommen!“ flüsterte er mit so bedeutend belebtem Wesem, daß man schwerlich den melancholisch ruhigen Spaziergänger, der täglich beim Sonnenuntergange am See zu finden war, erkannt haben würde.

Eilfertig begab er sich auf den Rückweg und wartete den Abschied der Sonne nicht ab, sondern schlug sogleich den Weg zum Meierhofe ein.

Dort aber war Alles schon wieder in das prosaische Alltagstreiben übergegangen.

Frau Dorsak stand in der Milchkammer und hob vorsichtig die Sahne von der Milch, einige Mägde waren dabei, diese zu Butter zu schütteln und die übrigbleibende sauere Masse zu Käse gerinnen zu lassen. Von der Tochter sah und hörte man nichts.

Ganz erstaunt drehte sich Frau Dorsak um, als

hinter ihr die wohlbekannte Stimme des Herrn Engelbrecht Maltmann ertönte, die ihr in allerfreundlichster Herablassung einen guten Tag wünschte. Bis so weit hatte sich die gelegentliche Artigkeit desselben noch nie verstiegen, daß er das Haus betreten. Er beschränkte seine Höflichkeit bis dahin auf einen gnädigen Gruß bei zufälligen Begegnungen und hatte sich noch nicht einmal die Mühe gegeben, an das Fenster oder auch nur unter die Veranda zu blicken, um zu grüßen. Unter diesen Umständen war es natürlich, wenn Frau Dorsak mit Zeichen großer Verwunderung des Herrn Gruß erwiderte und seiner ferneren Rede gespannt entgegensah.

Maltmann zeigte sich auch gleich bereit, auf den Zweck seines unerwarteten Besuches loszusteuern. Ein verbindliches Lächeln auf den Lippen, rief er heiter:

„Lassen Sie sich nicht stören, meine Beste! Ich will mich auch keineswegs unberufen in dies Heiligthum Ihrer Wirksamkeit eindrängen, sondern will Sie hier von der Schwelle aus nur ganz geschwind nach der Sängerin fragen, die Ihnen soeben eine Probe Ihrer Virtuosität abgelegt hat."

Eine helle Röthe überstürzte bei dieser Anrede das blühende Gesicht der Frau. Sie trat hastig aus ihrer Milchkammer hervor und lud den Herrn durch eine

Handbewegung ein, in das gegenüberliegende, offenstehende Zimmer zu treten.

Er lehnte es entschieden ab, und blieb in dem weiten Hausraume stehen.

Sichtlich beleidigt durch diese stolze Abfertigung, nahm Frau Dorsak eine sehr gleichgiltige Miene an, und widerholte sehr kurz:

„Eine Sängerin, mein Herr?“

„Ja, ja! Eine Sängerin, die Ihnen von oben herab zusang —“

„Ach — Sie haben den Muthwillen meiner Tochter Josepha belauscht,“ fiel die Frau kalt lächelnd ein. „Das tolle Mädchen war davon gelaufen, statt Musik zu üben.“

Die letzten Worte hörte Maltmann gar nicht mehr.

„Ihre Tochter? diese Sängerin? Ihre Tochter mit einer Stimme, die Aufsehen in der Welt erregen würde? Wo ist diese Tochter? Kann ich sie sehen? Sie muß mir vorsingen, was sie kann.“

„Bedauere!“ entgegnete Frau Dorsak, immer gleichmäßig kalt und steif. „Josepha ist nach Kleineck hinaufgegangen, um die Tochter des Wöllner'schen Administrators zu besuchen.“

„Sie kommt aber wieder hieher zurück?“ warf Maltmann ungeduldig ein.

„Natürlich!“ antwortete die Frau befremdet.

„Sie müssen dies Mädchen zur Sängerin ausbilden lassen,“ fuhr er eifrig fort.

„Davor soll mich Gott bewahren!“ war Frau Dorsak's eisig kalte Antwort.

„Warum nicht? Sie verstehen das nicht! Ich garantire den glänzendsten Erfolg!“

„Meine Tochter ist mir zu lieb! Ich verkaufe sie nicht!“

„Welche alberne Idee! Haben Sie noch nie von den Triumphen großer Sängerinnen gehört? Kennen Sie den Namen Catalani?“

„O ja! Aber ich werfe mein Kind nicht in einen Strudel, wo es vor meinen Augen untergehen kann.“

Herr Engelbrecht Maltmann sah sie sehr groß an. Wie kam eine Meierin zu solcher ruhigen Lebensphilosophie?

„Hätten Sie jemals Gelegenheit gehabt, eine Sängerin zu sehen, so würden Ihre Bedenken schon schwinden, meine Liebe. Es ist etwas Großes, eine Künstlerin zu sein!“ fuhr er, lebhafter sprechend, fort.

„Das finde ich nicht! Sie steht von allen Seiten frei und ist eben so gut dem Tadel wie dem Lobe ausgesetzt. Meine Tochter soll verborgen glücklich werden!“

„Thorheit, bei solcher Himmelsgabe! Sie wissen

es ja gar nicht zu beurtheilen, wie bevorzugt Ihre Tochter durch diese Stimme ist!"

Frau Dorsak lächelte.

„Josepha ist nicht die Erste in unserer Familie, die derartig begabt ist," sagte sie. „Ihre Stimme ist ein Familienerbtheil."

„Um so schlimmer, daß Sie solch' Erbtheil nicht verwerthen!"

„Was hätten wir davon?" fragte die Meierin mit verächtlicher Miene.

„Ehre, Ruhm, Geld und einen unsterblichen Namen!" antwortete Maltmann, ganz exaltirt.

„Mir ist ein unbescholtenes Dasein und ein ruhiges Gewissen lieber!" gab sie zur Antwort.

Wiederum heftete Herr Engelbrecht Maltmann sein Auge groß und verwundert auf die Frau, deren Grundsätze merkwürdig philosophisch waren. Während dem sprach sie weiter:

„Schützen Sie einmal eine talentvolle Frau vor Verleumdung? Selbst wenn sie wie ein Engel der strafbaren Huldigung Trotz bietet, so nagt dennoch der böse Leumund an ihrem Rufe. Sie sollten doch das wissen, mein Herr! Oder haben Sie Ihre Jugenderfahrungen vergessen?"

Herr Engelbrecht Maltmann trat bestürzt einen

Schritt zurück, und sein feines Gesicht färbte sich purpurroth. Was wußte diese Frau von seinen Jugendjahren, wo er eine Erfahrung dieser Art fast mit seinem Leben bezahlt hatte? Er musterte sie scharf, ob nur der Zufall die Worte in ihren Mund gelegt. Die gleichgiltige Miene, womit sie seinem prüfenden Blicke begegnete, beruhigte ihn wieder.

Aber er fühlte seinen Eifer erkalten, der Welt in der Tochter dieser Frau eine bewundernswerthe Künstlerin zu verschaffen. Seine Stimmung veränderte sich wieder, seine Exaltation legte sich, und wenn auch damit das Interesse für die hübsche Sängerin nicht einschlief, so kühlte sich doch sein Enthusiasmus für die Sache ab.

Er hielt es für gerathen, das Gespräch darüber ohne Weiters abzubrechen, und er that dies mit den Worten:

„Wir werden ja sehen, ob sich nicht der Himmel selbst in's Mittel legt, um Ihre talentvolle Tochter für die Kunst zu gewinnen.“

„So lange ich lebe, wird dies nicht geschehen!“ erwiderte Frau Dorsak mit seltsam bewegtem Tone. „Und wenn ich zu früh sterben sollte, so mag ein höheres Wesen die Erfüllung des Schwures übernehmen, den ich meinem sterbenden Vater leisten mußte.“

Sie verneigte sich mit dem stolzen Anstande einer

Dame und ging, ohne sich weiter um Maltmann zu bekümmern, in ihr Zimmer, das sie hinter sich verschloß.

Von hier aus sah sie dem forteilenden Herrn nach und bemerkte sehr gut, daß er ebenfalls aus seiner gewöhnlichen Fassung aufgestört worden war. Er vergaß zum ersten Male seit seinem Hiersein dem in vergeblichem Harren verlebten Tage ein Valet zu bringen, und eilte mit beflügelten Schritten schnurstraks seiner Wohnung zu, statt nach dem See hinab zu gehen.

Ein trauriges Lächeln stahl sich über Frau Dorsat's Züge, als er endlich hinter der braunen Thür mit dem spiegelblanken Griffe verschwunden war.

„Ich muß mich sehr verändert haben“, flüsterte sie dann, „daß er mich gar nicht erkennt, daß selbst eine Unterredung mit mir nicht im Stande ist, mein Bild aus der nebelvollen Vergangenheit hervortreten zu lassen. Freilich — zwanzig Jahre sind ein Zeitraum von großer Einwirkung auf jugendliche Züge, allein, daß mein Andenken so gänzlich in ihm verwischt ist, um ungeachtet der verrätherischen Andeutungen keine Erinnerung zu wecken, das muß mich befremden! Er hat wohl viel erlebt während dieser Zeit — sein Geist hat vielleicht rastlos dem hohen Ziele, das er schon damals vor Augen hatte, zugestrebt und ihn dem übrigen Leben entrückt. Ich möchte

wohl wissen, was ihn hieher verbannt hat und warum seine Familie nicht bei ihm ist!"

Sie versank allmälig in Rückerinnerungen, die von dieser Zusammenkunft geweckt worden waren. Die Bilder aus ihrem früheren Leben, die mit Maltmann verknüpft waren, trugen nichts Schmerzliches in sich. Im Gegentheil, es schlossen sich daran die frohen Augenblicke, wo sie auf der Weltbühne eine eben so ehrenvolle als glänzende Rolle spielte, wo sie, durch die Liebe eines Gatten auf den Altar der Kunst gestellt, von allen Seiten die Huldigungen der Kunstenthusiasten empfing. Maltmann's Gestalt, in seiner Zierlichkeit und Eleganz, in seiner Beredsamkeit der Begeisterung tauchte immer heller vor ihr auf und lockte ein selbstzufriedenes Lächeln auf ihre Lippen.

„Er ist noch ganz derselbe, noch ganz der Alte" — sprach sie, erheitert durch's Zimmer schreitend — „begeistert für Alles, was Kunst heißt, und in seiner Begeisterung übersprudelnd, wie damals als Jüngling! Was ihn nur hieher verschlagen haben mag! Er war auf dem besten Wege, ein bewunderter Mann zu werden, die rechte Hand seines Vaterlandes, der Freund und Vertraute aller Fürsten! — Was hat seinen Weg dermaßen versperrt, daß er wie im Exil lebt, daß er seine Familie verläugnet und seine Standeserhöhung verbirgt?

Ob ich mich ihm zu erkennen gebe? — Nein! — Er, wird das Thal wieder verlassen und mich dann verrathen!"

Mit diesen Worten öffnete sie das Nebenzimmer, ging zu einem dort stehenden Clavier, setzte sich und begann nach kurzem Präludium halblaut ein Lied zu singen. — „Ob er es noch kennen würde?" — sagte sie traurig, als sie es gesungen hatte.

Drittes Capitel.

Des Lebens goldene Zeit.

Während sich die eben erzählte Scene im Meierhofe zutrug, war Josepha, der Frau Dorsak heiteres Töchterchen, rüstig den Berg hinaufgestiegen, worauf Kleineck, das Schloß der Familie Wöllner, lag.

Josepha war eine allerliebste Erscheinung in ihrem einfachen, von waschbarem Stoffe angefertigten Anzuge, sie würde vielleicht im strahlenden Putze viel von dem Reize verloren haben, der sie jetzt schmückte. Sie sah viel jünger aus als sie wirklich war, und das lag in der außerordentlichen Zartheit ihrer Gestalt. In eben dem Grade, wie ihre Mutter voll, blühend und rund war, zeigte sich die Tochter zart und ätherisch, sonst aber sahen sie sich ähnlich, wie sich nur Jugend und Alter ähnlich zu sehen vermögen.

Es war anzunehmen, daß Frau Dorsak eines Tages eben so weiß und durchsichtig ausgesehen haben mochte, wie ihre Tochter, und daß nur ihre Berufsthä-

tigkeit eine Festigkeit und Fülle der Gestalt entwickelt hatte, die ihr jetzt zur Zierde gereichte.

Leicht wie eine Gazelle erstieg Josepha die Felsen, immer Richtwege suchend und den sichern Fahrweg verschmähend. Ihr blondes, krauses Haar, das sich in kleinen, natürlichen Löckchen um die weiße Stirn legte und im Nacken von einem Bande zusammengehalten wurde, hob sich im leichten Frühlingswinde und bildete eine Glorie um das schmale, etwas blasse Gesicht. Ihre Augen blitzten vor innerer Fröhlichkeit und die schwellende Freude ihrer Brust äußerte sich in dem kaum hörbaren Summen eines Frühlingsliedes, das immer den Refrain bildete: „Herbei — herbei! Es singet die Lerche — es klappern die Störche — es ruft uns des Kuckucks Geschrei! Herbei!“ —

In der einen Hand trug Josepha den Hut, welchen sie der Wärme wegen vom Kopfe genommen, in der andern Hand schwenkte sich ein ziemlich großer Seidenbeutel (der zur damaligen Zeit unerläßliche Pompadour) rythmisch hin und her, während sie aufwärts stieg. Die fromme Friedlichkeit, die sich in des lieblichen Kindes strahlenden Augen ausdrückte, bewiesen ein vollkommen unberührt gebliebenes Herz und eine unentweihte Phantasie. Josepha hatte ein poetisches Gemüth und ein weiches zärtliches Herz. Beides war hinreichend gewesen

um ihre Jugend in dieser Einsamkeit vollkommen glücklich zu machen. Sie betrachtete das Leuchten des Mondes, das Schimmern der Sterne, den Sonnenuntergang und die Veränderungen der Jahreszeiten nicht mit der Gleichgültigkeit, womit gewöhnlich Landbewohner dergleichen Naturerscheinungen an sich vorübergehen zu lassen pflegen. Ohne zu den sentimentalen Mondscheinsheldinnen zu gehören, konnte sie Abends stundenlang dem flüsternden Rauschen des leichtbewegten Sees horchen und die Strahlenfäden verfolgen, welche sich über das Wasser hinwegzogen, eine Feenbrücke bildend, worauf sich die neckischen Wassergeister zu schaukeln schienen. Das waren die unschuldigen Freuden ihrer Einsamkeit gewesen, und jetzt seit einigen Monaten hatte sich ihr Glück dadurch vermehrt, daß der neue Administrator der Wöllner'schen Güter eine Tochter mitbrachte, die sogleich ihre Freundin geworden war. Zu dieser wollte sie hinauf, um ihr ein Buch zu bringen, das sie entzückt hatte. Es war die Undine von Fouqué. Endlich hatte sie die Höhe erreicht und der Weg lief von nun an mit geringen Steigerungen und Senkungen im Walde dahin, der schon einen leichten Schatten gewährte, trotzdem sich die ersten Blättchen kaum entfaltet hatten.

Eine balsamische Luft überströmte die Waldungen hier auf der Höhe. Josepha fühlte sich dem Himmel näher

als sonst, und empfand diese Frühlingsschönheit bewußtvoller als sonst. Ihre Brust hob sich unter tiefen Athemzügen; ihr Ohr lauschte dem girrenden Zwitschern der Vögel, die schon Nester baueten und ihr Auge verfolgte achtsam die kleinen, silberhellen Quellen, die nur im Frühling fließen und in des Sommers Hitze versiegen. Sie dachte an Undine und an den Oheim Kühleborn, und wann ein Quellchen neben ihr über Baumwurzeln hinwegrauschte, so war es ihr gerade, als sei sie selbst Undine und müsse mit den Geistern der kaum sichtbaren Gemächer zu plaudern anfangen.

Plötzlich aber wurde sie aufgeschreckt aus ihrer Gedankenwelt. Ein Laut drang zu ihr — ein Ruf — ein helles, fröhliches Jauchzen, und ehe sie sich dessen versah, rauschte es im Gebüsche und zwei Arme umschlangen ihren Nacken und zwei Lippen preßten sich stürmisch auf ihren Mund. „Josepha — Emmy!“ „Emmy — Josepha!“

Und die Mädchen küßten und drückten sich, als hätten sie sich Jahre lang nicht gesehen.

„Hab' ich's nicht gesagt!“ rief dann Emmy, des Administrators Tochter, frohlockend.

„Hast Du's gerathen?“ fragte dagegen Josepha eben so frohlockenden Tones.

„Ja! Ich hatte keine Ruhe mehr“, berichtete Em-

my. „Ich sollte der Mama helfen beim Leinwandmessen — sie denkt schon an meine Ausstattung — aber ich bettelte mich los und flog hieher. Ich wußte, daß Du kämest! Und nun bist Du da, mein Herzblatt, meine kleine Fee, meine Bergkönigin —“

„Und ich bringe Dir ein Buch mit,“ fiel Josepha eifrig ein. „Ach, ein so liebes, zauberhaft anziehendes Buch von einer Wasserfee, die einen Ritter liebt — o ich habe gezittert und geweint um dies liebe Nixchen, das sie Undine genannt. —“

Josepha zog unter diesen Worten die Schnüre ihres Pompadours auf und nahm das Buch heraus. Emmy griff begierig danach, schlug es auf und begann sogleich zu lesen.

„Nein, Emmy — das thu' nicht! Lies es nicht anders, als in der Einsamkeit Deines Kämmerchens — schließ' Dich aber ein, öffne Dein Fenster und laß den Blüthenduft, das Rauschen der Wälder und das Flöten der Nachtigallen zu Dir eindringen. Wenn Du dann liesest, so wird es Dir sein, als lebtest Du in der Undine, als fühltest Du ihre Seligkeit und ihre Schmerzen, als zerrönne Dein Leben in dem ihren!“

Josephen's Augen strahlten in göttlicher Begeisterung während sie so sprach, und ihre feinen Lippen zuckten, wie vom innern Schmerz bewegt.

Emmy sah sie verwundert an. Ihre reifern Jahre und ihre praktische Natur befähigten sie den tiefen, fast schädlichen Eindruck solcher Lectüre auf die zart besaitete Seele ihrer Freundin richtig zu beurtheilen. Sie schlug das Buch zu, steckte es in ihre Schürzentasche und sagte:

„Du solltest solche Bücher nicht lesen, die Dich aus der wirklichen Welt in ein Zauberland führen. Dein kleiner Kopf ist schon phantastisch genug ausgefüllt! Aber komm, mein Herzblatt — komm, laß uns erst ein wenig hier ruhen und plaudern, denn oben bei Mama da müssen wir so ehrbar wie ein paar Kaffeekannen neben einander sitzen. Komm! Hier ist ein lauschiges Plätzchen. — Die Sonne hat es getrocknet und warm gemacht! Sieh, wie weich das Moos auf dem Gestein ist — komm, laß Dich nieder!“

Sie setzte sich bequem zurecht, stemmte die vollen, runden Arme auf ihre Knie und sah Josephen zu, die sich, hoch aufathmend, quer über den Stein warf, ihr Kleid sittig um sich ordnete und dann den Kopf auf Emmy's Schooß legte. Ein unendlich gütiges Lächeln spielte um Emmy's Lippen, als sie so da saß und ihre Freundin betrachtete.

Emmy war eine echte Landschöne mit vollen, dunkelrothen Wangen und kräftigen Gliedern. Kaum zwei Jahre älter als Josepha, war sie doch vollkommen vor-

bereitet zum Lieben und Heiraten und sie ging auf diesen nothwendigen Act im weiblichen Leben so muthig los, daß es sicher war, sie ehestens als irgend eine Prediger- oder Amtmanns-Frau im Hafen der Ehe einpassiren zu sehen, ohne vorher einen Roman voll herzbrechender Sentimentalität erlebt zu haben.

Und dies poesielose Wesen liebte die zarte, blonde Josepha mit einer Zärtlichkeit, die über das gewöhnliche Maß der Freundschaft beinahe hinaus ging. Josepha war binnen wenigen Monaten die Sonne ihres Daseins, der Stern in dem mystischen Dunkel ihrer Zukunft geworden. Josephen zu Liebe las und musicirte si . Josephen zu Liebe phantasirte sie über Sonne, Mond und Sterne, Josephen zu Liebe würde sie Berge versetzt und Mauern eingerissen haben. Für diese Hingebung tauschte sie aber eine gleiche Zuneigung ein. Sie war das erste weibliche Wesen außer der Mutter Joseph:n's, die zärtliche Worte an sie gerichtet, die unschuldige Liebkosungen auf sie gehäuft — mußte Josepha sie nicht dafür lieben, daß sie einen Strom von ganz neuen Empfindungen in ihr geweckt hatte? Ob aber eine gleiche Willenskraft in ihren Freundschaftsgefühlen sich entwickeln würde, wenn das Geschick sie zu Opfern herausforderte, das blieb für d:n Augenblick fraglich.

Jetzt lag Josepha in reizender Schläfrigkeit auf

dem Schooße ihrer Freundin und ließ sich die Stirn, die Locken, die Augen und die Hände von ihr küssen.

Von dem Orte, wo sie saßen, konnte man einen Theil des Hohensteiner Schlosses überblicken. Während Emmy mit dem Ordnen der blonden Löckchen beschäftigt war, fragte Josepha plötzlich:

„Was ist denn auf Hohenstein los, Emmy? Die Fenster sind ja geöffnet!“

„Der alte Baron wird kommen, so wie die Wälder grün sind,“ entgegnete Emmy nachlässig. Josepha richtete sich jähe in die Höhe.

„Wie? der Baron will wieder hier residiren? Er ist ja zwei Sommer nicht hier gewesen?

„Ja, das soll Gründe gehabt haben, mein Feenkind,“ plauderte Emmy, schäkernd das Band an Josephen's Kopf streifend, das ihr Haar festhielt. „Die alte Masselott, dies Inventarienstück der Familie Wöllner, das mein Vater zum Durchfüttern mit übernommen, hat mir Wunderdinge davon erzählt. Und Du weißt nichts davon, wie es scheint!“

„Nicht ein Wort!“ betheuerte Josepha, sehr neugierig ihre Augen erhebend.

„Die Geschichte ist romantisch, Kleine —“

„Um so interessanter. Erzähle, beste Emmy!“

„Wir wollen es der alten Masselott sagen, daß sie uns heute Abend damit erfreut.“

„Ach, nicht doch! Erzähle, was Du weißt. Ich brenne vor Neugier und kann auch nicht oben bleiben. Ich habe meiner Mutter fest versprochen, sogleich wieder zu kommen!“

Emmy lachte. — „Das hast Du schon öfter gethan und bist dennoch geblieben, Feenkind!“

„Heute aber nicht!“ sprach Josepha ernsthaft. „Mir ist heute sonderbar zu Muthe!“

Emmy sah ihr schelmisch in die Augen, aber sie wurde ernsthaft, als Thränen darin schimmerten. — „Um Gott, was fehlt Dir denn, Josepha? Das dumme Buch ist Schuld, nicht wahr? Du bist aufgeregt davon, nicht wahr?“

Josepha verbarg beschämt ihr Gesicht am Herzen der Freundin. „Ich weiß es nicht, aber ich bin nie so ausgelassen und doch innerlich so bewegt gewesen wie heute.“

„Das Buch ist Schuld,“ tröstete Emmy.

„Was ist's mit dem alten Baron — erzähle doch!“ schmeichelte Josepha.

„Ach, die Geschichte ist auch eben nicht lustig, aber sie hat jetzt mit einer Hochzeit geendet,“ rief Emmy unmuthig. „Sieh, der Sohn des alten Barons war Witwer

geworden, und in dieser Zeit, vor der Franzosenperiode hier in Deutschland, lebten die Enkel desselben hier auf Hohenstein. Wöllner's wohnten dazumal auch hier. Es war aber ein bitterer Haß zwischen den beiden Herren, weil Wöllner auf Kleineck geboten hatte, als die Kleineck'sche Familie ausstarb. Hohenstein hatte gedacht, die Güter an sich zu reißen und dieser Plan wurde ihm vereitelt. Wöllner war sehr reich. Es kam ihm darauf an, seinen neuen Adel auf altes Gestein zu verpflanzen, sagt die alte Masselott selbst, die schon Bonne beim Staatsrath von Wöllner gewesen ist, deßhalb scheute er kein Mittel Kleineck zu bekommen. —"

„Und er bekam es, wie wir sehen," schaltete Josepha ungeduldig ein.

„Richtig! Er bekam es und der alte Baron Hohenstein haßte ihn um deßwegen so gründlich, wie nur alte Edelleute hassen können. Er verbot seinen Enkeln mit den Wöllner'schen Kindern zu sprechen. Die aber kehrten sich nicht daran, wie die alte Masselott sagt. Namentlich konnte der älteste Junker Aegyd nicht leben, wenn er die kleine Margot von Wöllner nicht gesehen hatte. Damals also schon fing eine Liebe an, die nachher den wildesten Zorn des alten Baron entflammt hat.

„Margot Wöllner —" wiederholte Josepha sehr leise. „Ich muß sie kennen! Mir ist, als hätte ich eine

Margot geliebt, als hätte diese Margot mir Blumenkränze um's Haupt geflochten und mich geküßt. Ich muß meine Mutter fragen, ob ich dies nur geträumt habe!"

„Es wird wohl Wahrheit sein," wendete Emmy etwas trocken und kühl ein. Sie fühlte eine Wallung von Eifersucht bei Josephen's weichem Tone, womit sie dieser Episode aus der Kinderzeit gedachte. — „Margot ist vor zehn Jahren nochmals hier gewesen und damals hat sich ihre Kinderliebe vom Neuen entflammt."

„Wie alt ist Margot?" fragte Josepha eifrig.

„Zwei und zwanzig Jahr! Sie hat sich jetzt mit einem hochgestellten Staatsbeamten verheiratet."

Josepha fuhr ordentlich erschrocken auf und starrte ihre Freundin an.

„Wie? Margot ist untreu geworden?" rief sie.

„Was konnte ihr alle Treue helfen, Kleine," erklärte Emmy gleichgültig lächelnd.

„Es soll ein heißes Liebesverhältniß zwischen dem Herrn Aegyd von Hohenstein und Fräulein Margot obgewaltet haben, allein der alte Baron hat seinen Fluch darauf gesetzt und ist zwei Jahre hinter einander mit seinem Enkel Aegyd auf Reisen gegangen, um die Liebe in ihm zu ersticken. Jetzt, wo Margot eine andere Verbindung geschlossen hat, kommt er zurück und will nun wahrscheinlich hier sterben."

„Und Aegyd?“ flüsterte Josepha träumerisch.

„Der wird hoffentlich dem Beispiele Margot's folgen!“

„Auch diesen Aegyd glaube ich zu kennen,“ sprach Josepha, den Blick seltsam bewegt auf das Schloß Hohenstein heftend, aus dessen Fenstern ihr bleiche Gesichter mit traurigen Mienen entgegen zu starr n schienen.

„Du wirst wohl bisweilen als Spielgenossin der kleinen Fräulein hinaufbefohlen sein,“ spöttelte Emmy, noch nicht geheilt von dem Eifersuchtsanfalle von vorhin.

„Nein!“ entgegnete Josepha heftig, „nein, das hätte meine Mutter nie erlaubt, und man hat dergleichen auch niemals verlangt. Was ich erlebt habe mit diesem Aegyd und mit dieser Margot, das hängt mit unserm See und auch mit der Hohensteinklippe zusammen.“

„Aha — die Herrschaften haben sich dort Rendezvous gegeben!“ lachte Emmy erheitert.

Josepha nickte langsam mit dem Kopfe. „Aegyd kniete vor Margot — ja, ja! Ich sang das Lied vom treuen Curd, das ich meiner Mutter abgelauscht hatte. Sie standen Beide am See, als ich sang —“ das junge Mädchen schwieg und legte nachdenkend die Hand an die Stirn. „Was war es doch, was sie Beide dann ausriefen — was war es doch?“

„Höre, mein Herzblatt, Du scheinst mir auf dem Wege zu sein, eine Hellseherin zu werden," scherzte Emmy, indem sie aufstand und Josepha mit empor zog. „Komm, laß uns lachen, damit ich nicht glauben muß, Du seiest ein Cobold aus dem Felsen und nicht meine lustige Josepha."

Josepha, gleich ihrer Kindlichkeit wieder zurückgegeben, umschlang ihre Freundin und sie gingen auf Kleineck zu.

Viertes Capitel.

Mademoiselle Masselott.

Schloß Kleineck gehörte seit fünfzig Jahren der Familie des als Staatsrath verstorbenen Herrn von Wöllner, welcher sich allerdings keines so glänzenden Stammbaumes zu erfreuen hatte, als die früheren Besitzer des Gutes, die Herren von und zu Kleineck.

Der Staatsrath von Wöllner war leider Gottes eines Bäckers Sohn und hatte sich, sowohl begünstigt durch verschiedene Zeitverhältnisse als durch seine Talente, dergestalt emporgeschwungen, daß ihm noch vom König Friedrich dem Großen das Adelsdiplom verliehen war. Durch die Heirat mit einer reichen Kaufmannstochter erhielt er die Mittel, sich auf Kleineck anzukaufen und daselbst ein elegantes, neues Stammhaus zu erbauen. Sein Sohn, eben so genial und speculativ wie der Herr Staatsrath, machte es möglich, die zweite Besitzung der Kleineck'schen Erben, auf der nächsten Bergspitze, auch zu erstehen, und so geschah es, daß die bei weitem ergiebi=

gere Hälfte des Thales im Umsehen durch landwirthschaftliche Speculationen eine Goldgrube für die neuadeligen Besitzer wurde, während der Baron von Hohenstein auf seinem hochromantischen Felsensitze — die Mittel der Industrie verächtlich verschmähend — seine Familieneinnahmen nicht um einen Heller erhöhet sah.

Glücklicher Weise reichten diese aus, jedweden Aufwand zu bewerkstelligen und im Vergleiche mit den „Emporkömmlingen“ die Regungen des Neides fern zu halten. Seit dem Tode des Staatsrathes, der seinen Sohn überlebt hatte, standen, wie schon gesagt, die neuen kleinen Schlösser leer, und nur die ruinenhaften alten Gebäude, die sich demüthig hinter den weißen Mauern verkrochen, waren von dem Administrator und seinen Leuten bewohnt. Es lag wohl in der Natur der Sache, daß sich das sogenannte alte Schloß auf Kleineck äußerlich wie innerlich ziemlich vernachlässigt zeigte und daß sich nachgerade die Nothwendigkeit herausstellte, mindestens für eine anständige Wohnung des Administrators Sorge tragen zu müssen.

Der neue Wirthschaftsverweser Köhler hatte es denn auch nicht unterlassen, seiner Herrin, der gnädigen Frau Hauptmann von Wöllner, respectvoll vorzustellen, daß ihr gewiß nicht damit gedient sein würde, wenn eines guten Tages die morschen Dachbalken des alten

Schlosses über ihm zusammenbrächen und ihn sammt seiner Familie im Schutte begrüben. Auf diese ganz ergebene Eingabe erfolgte jedoch weder eine Antwort, noch verrieth die gnädige Frau es durch irgend eine Thatsache, daß sie von dieser Vorstellung lebendigen Begrabens gerührt worden sei.

Der Administrator, dem sein Leben zu lieb sein mochte, machte also kurzen Proceß und kündigte seiner Herrin ohne Weiteres den Dienst. Er gab ihr dabei zu verstehen, daß, bei den glänzenden Einnahmen der Familie Wöllner, es eine Sünde und Schande sei, einen Aufenthalt für Ratten und Mäuse gut genug für den Mann zu finden, der sich zum Besten der Familie aufopfere, und daß es ferner einen großartigen Egoismus beweise, zwei geräumige Schlösser leer stehen zu lassen und ihn in die Folterkammern der weiland Kleineck'schen Ritterburg zu verweisen, wovon noch dazu die alte Erzieherin des Hauses, Mademoiselle Masselott, die besten Zimmer in Beschlag genommen hätte. Entweder erhalte er, als Repräsentant der weiläufigen Wirthschaft, einen Theil des neuen Schlosses zur Wohnung oder er verlasse im Sommer eine Stellung, die ihm keine ausreichende Behaglichkeit böte. Der Brief war deutlich genug, um verstanden zu werden. Allein auch er schien keinen Erfolg zu haben. Vierzehn Tage waren seit seiner Abn

sendung verflossen und noch immer war nichts geschehen, was auf die Willfährigkeit der gnädigen Frau hätte schließen lassen können.

An dem Tage, wo Josepha Dorsak nach Kleineck hinaufstieg, um ihre Freundin zu besuchen, hatte sich der Vater derselben endlich entschlossen, diesem unsichern Zustande ein Ende zu machen und sich um eine andere Stellung zu bemühen.

Emmy wußte dies schon, allein sie war seelenstark genug, es der jungen Josepha zu verhehlen, damit sich deren Laune nicht trübe.

Frohsinnig wandelten die beiden Mädchen Arm in Arm den Waldpfad entlang, der sich bis zu dem großen, hochgewölbten Hofthore der alten Burg hinschlängelte. Scherzend erreichten sie den Hof, und indem sie über den schlecht gepflasterten, winkeligen Hofraum hinweg schritten, hörten sie die Frau Administratorin, Emmy's etwas launenhafte Mama, mit zänkischem Tone Jemand abweisen.

Eine helle, wohltönende Männerstimme antwortete im beschwichtigenden Tone.

„Ei was!“ sprach Madame dagegen, „sehe ich etwa aus wie eine Herbergsmutter?“

Emmy eilte rasch vorwärts, um einen weitern Ausbruch böser Laune zu verhindern, und Josepha folgte.

Sie betraten zur rechten Zeit den weiten dunklen Hausflur, um einen jungen Mann, der mit bescheidener Bitte nochmals den Wunsch laut werden ließ, „für die Nacht ein Bett in einem Kämmerchen zu erhalten“, in diesem Verlangen unterstützen zu können.

Emmy sowohl als ihre Freundin sahen nach dem ersten Blicke in das hübsche, heitere Gesicht des Reisenden, daß sie es keineswegs mit einem Handwerksburschen zu thun hatten, wie Madame Köhler anzunehmen schien. Beide jungen Mädchen verneigten sich höflich gegen ihn und Emmy warf sich scherzend sogleich zu seiner Sachwalterin auf.

„Ei, Mama!“ — rief sie fröhlich — „wenn uns dieser Herr verspräche, die bösen Geister aus den alten Mauern zu bannen, die seit Jahrtausenden hier ihr Wesen treiben, so könnten wir ihm schon ein Nachtlager verschaffen!“

Der junge Reisende ging alsbald auf den Scherz ein.

„Topp, Mademoiselle!“ rief er. „Ich banne alle Geister, die Sie hier beunruhigen!“

Emmy nickte ihm sorglos zu. „Es gilt! Nicht wahr, Mama — der Herr wird im Thurmzimmer schlafen!“

Madame Köhler, stets von der heitern Laune ihres Kindes wohlthätig erwärmt, lächelte sauersüß. „Meinet-

wegen! Nur geben Sie uns nicht Schuld, wenn der alte Thurm, der schon seit mehreren Wochen verdrießlich sein bemoostes Haupt schüttelt, über Ihnen zusammenbricht."

„So arg wird's nicht sein, daß dergleichen zu fürchten wäre!" meinte der Wanderer, indem er sein elegantes Reiseränzelchen von der Schulter nahm und sammt seinem Knotenstocke in einem Winkel zu placiren suchte. Er sah sich dabei verstohlen nach allen Seiten um und schien eben nicht erbaut von dem Hausflure, der, trotz der sichtlichen Reinlichkeit, ein wüstes Ansehen hatte.

Emmy öffnete jedoch schnell die Thür zur Wohnstube und lud ihn mit einer Handbewegung ein, näher zu treten.

„Nehmen Sie ihre Reise-Effecten mit, sonst möchten die bösen Geister des Schlosses eher aus Ihren Papieren ersehen, mit wem sie es zu thun haben, als wir!" sprach das Mädchen neckend.

Der junge Mann stand plötzlich still und sah in ihr glänzend braunes, vor Frohsinn funkelndes Auge. „Ein Wort, ehe ich eintrete, Mademoiselle! Ich habe eine Bedingung zu machen. Mein Name muß bis auf Weiteres aus dem Spiele bleiben. Wollen Sie nicht

darauf eingehen, so bin ich gezwungen, weiter zu wandern."

Emmy stutzte und maß ihn von Kopf zu Fuß. — „Sie reisen wohl incognito, mein Herr," fragte sie spöttisch.

Josepha, bis dahin eine schweigsame Theilnehmerin der kleinen Scene, schlug heiter die Hände zusammen. „Prächtig! Prächtig! Unsere Phantasie w rd dann aus Ihnen einen Ritter Huldbrand von Ringstetten machen."

Der junge Mann wendete sich überrascht zu ihr um. Wenn er auch in den Kreisen der großen Welt eine Bekanntschaft mit dem neuen Werke des Herrn de la Motte Fouqué erwarten durfte, so nahm es ihn doch Wunder, hier in dieser Bergeinsamkeit von der Undine reden zu hören.

„Gut," erwiderte er freundlich und mit jener Güte, womit man halberwachsene Mädchen anzureden pflegt. „Ich will Dein Ritter Huldbrand für heute Abend sein, Du kleine Wassernixe!"

Josepha, eigenthümlich berührt von seinem Tone, flüchtete in's Zimmer ohne zu antworten, und setzte sich geflissentlich hinter die große, braune Kaffeekanne, die auf einer Wärmlampe prangte.

Es währte nun nicht zwei Minuten, so war ein heiteres Gespräch im vollsten Gange.

Emmy, mit ihrem unerschöpflichen Humor, leitete den Faden der Unterhaltung, aber Josepha in ihrer sinnigen, poetischen Lebhaftigkeit würzte es. Mehrmals fügte es sich, daß der Reisende, wie erstaunt, seine hellen Blicke auf dies zarte, blonde Wesen senkte und kopfschüttelnd zu berechnen schien, wie viel von den treffenden Einfällen des Mädchens, das er einem Kinde gleich hielt, dem Zufalle zu danken war.

Er war oftmals nahe daran zu fragen, wer sie sei. Daß sie nicht zur Familie des Administrators gehörte, verrieth sich in dem förmlichen „Sie", womit Madame Köhler sie anredete. Endlich hob sich für ihn der Schleier des Geheimnisses, das er, so lange er sich selbst nicht nennen wollte, ehren mußte. Er erwähnte flüchtig der preußischen Residenz und rief dadurch Josephen's lebhafte Frage hervor:

„Ob er aus Berlin sei."

Der junge Mann schüttelte lachend den Kopf.

„Das läuft gegen unsern Contract," sprach er dabei. „Sie dürfen nicht forschen und nicht neugierig sein."

„Meine Neugier galt nicht Ihrer Person," entgegnete Josepha schnell. „Berlin interessirt mich lebhaft. Mein Bruder Vincent studirt dort."

Der Fremde neigte sich mit verbindlichem Lächeln

zu ihr. „Wie heißt Ihr Bruder? Ich habe auch dort studirt.“

„Vincent Dorsak!“ rief Josepha mit strahlenden Blicken.

„Wie? Dorsak? der schöne Sänger —?“ fragte der Fremde frappirt.

„Sänger?“ wiederholte Josepha unbehaglich. „Bewahre, er studirt Jura!“

„Ja wohl, mein kleines Fräulein,“ entgegnete der Fremde mit mehr Vertraulichkeit als bisher. Ein helles Roth überflog Josephen's feines Gesicht, während des Fremden Blick unsicher über sie hinwegstreifte. „Aber,“ fuhr er fort, „er ist der Liebling aller Damen, die er durch seinen Gesang bezaubert. Seine Gönnerin, die Herzogin Charlotte von Hildburghausen hat im vorigen Jahre mehrere Monate am Hofe ihres königlichen Schwagers zugebracht, und dadurch ist Ihr Bruder im Hofkreise heimisch geworden. Man nennt ihn nur „den schönen Sänger.“ Er ist vor Allem der Liebling der Gräfin Brandenburg, der Halbschwester der preußischen Majestät.“

Josepha horchte mit Spannung diesen Eröffnungen. Ein Unbehagen eigener Art mischte sich mit dem Interesse, welches für sie in den Mittheilungen lag, die ihr den eigenen Bruder in einem fremden Lichte zeigten. War die Gräfin

Brandenburg jung? War sie schön? Lag etwas Gefährliches in dieser Liebhaberei? Sie wagte, von jungfräulichem Instinkte geleitet, keine Frage dieserhalb zu thun, heftete jedoch ihren Blick ziemlich verwundert auf den Erzähler, so daß dieser lachend ausrief:

„Die kleine Wassernixe scheint von den Mysterien des brüderlichen Lebens in der preußischen Residenz eben nicht viel zu wissen! Ja, ja! Dein Bruder Vincent ist seit Jahr und Tag der Held auf dem Felde der Musik, rivalisirt mit unserem besten Tenoristen, mit Stümer, kokettirt mit den Sängerinnen Seidler und Milder-Hauptmann, liegt der schönen Gräfin Julie Brandenburg zu Füßen und steht in Gefahr, statt der Themiswage, die Fahne der Thalia zu ergreifen. Sein alter Lehrer, Signor Giuliani, der jetzt ebenfalls in Berlin lebt und von der Herzogin Charlotte in die höchsten Kreise eingeführt ist, hält ihn eng umgarnt und will ihn, wahrscheinlich seines eigenen Vortheils wegen, bereden zur Oper zu gehen und nach Italien überzusiedeln.

„Das darf Vincent nicht!“ fuhr Josepha entrüstet auf. „Die Herzogin Charlotte hat es meiner Mutter versprechen müssen, meinen Bruder davon abzuhalten, und Fürsten müssen noch eher Wort halten als andere Menschen.“

„Die Herzogin weiß schwerlich etwas von den Ma-

chinationen ihres ehemaligen Lehrers, Signor Giuliani,“ spottete der Fremde. „Uebrigens irrst Du, meine Kleine, wenn Du das Wort einer Fürstin felsenfest glaubst. Jeder ändert und modelt sein Wort nach Bequemlichkeit, der Fürst, wie der Bettler, der König, wie der Bauer! Was übrigens in der letzten Zeit geschehen ist, weiß ich nicht, denn ich bin einige Zeit abwesend gewesen von Berlin.“

Ein Gedanke durchblitzte Josephen's Kopf. — „Auf Reisen etwa?“ fragte sie, schlau lächelnd in sein Gesicht blickend.

Der Fremde betrachtete sie überrascht. Sollte sie errathen haben, wer er sei?

Der Ausdruck ihrer Augen verrieth dergleichen. Schnell beugte er sich zu ihr hin und nahm den Augenblick wahr, wo Emmy anderweit beschäftigt war, um ihr zuzuflüstern: „Verrathe mich nicht! Behalte Deine Entdeckung für Dich, kleine Nixe.“

Josepha erröthete vor Freude. „Es ist Aegyd!“ dachte sie mit romantischem Entzücken.

„Es ist kein Anderer, als Aegyd, der Junker von Hohenstein, der, von seinen Reisen zurückgekommen, hier Nachrichten über Margot's Untreue einziehen will! Es ist Aegyd!“

Bezaubert von diesem Glauben, erwachte die Neu-

gier nach der Liebesgeschichte Margot's und Aegyd's um so stärker in ihr und sie benutzte den Moment, wo Emmy sich wieder zu ihnen gesellte und mit gesteigerter Laune die Unterhaltung an sich riß, zu einer fluchtähnlichen Entfernung aus dem Zimmer, um Mademoiselle Masselott zu besuchen.

Eiligst schlüpfte das junge, seltsam aufgeregte Mädchen den dunklen Corridor hinab, dem Gemache zu, das die ehemalige Erzieherin der Familie Wöllner bewohnte und niemals verließ. Mit hochklopfendem Herzen blieb sie erst eine Weile stehen, als sie die schwere, eichene Thür zu dem Entresol geöffnet hatte, welches den Eingang zu dem Theile des alten Schlosses bildete, der von Mademoiselle Masselott eingenommen wurde.

Josepha athmete schwer, wie unter der Last einer ahnungsvollen Bangigkeit. Ihrer ersten Eingebung folgend, hatte sie beschlossen, sich Kenntniß von einem Liebesverhältnisse zu verschaffen, das sie mächtig interessirte; allein im Begriffe den Besuch bei der alten Dame, die im Geruche sehr pretenciöser Launenhaftigkeit stand, zu wagen, schreckte sie vor einem Beginnen zurück, dessen Erfolg sehr zweifelhaft schien.

Es war kein Wunder, daß sich das Romantische der ganzen Gegend auch der Gemüthsart eines jungen Mädchens mitgetheilt hatte, welches eine einsame Jugend in

phantastischen Träumen, an dem Ufer des Sees und unter dem dichten Schatten uralter Bäume, verlebte. Es war auch kein Wunder, daß sich in ihrer jungen Seele eine poetische Anschauung aller Lebensverhältnisse entwickelte. Ihre eigene Mutter, so praktisch und tüchtig sie sich sonst erwies, hatte den Keim dazu in ihre Brust gepflanzt und es ruhig der Umgebung überlassen, eine Schwärmerei zu begünstigen, die eigentlich nicht zu der prosaischen Existenz einer Butterhändlerin paßte. Das Schiefe ihrer Stellung trat auch immer grell heraus, wenn die vornehmen Bewohner der Schlösser ihre Saison dort hielten. Dann beschränkte Frau Dorsak mit ernstem Befehle die Wanderlust ihres Töchterchens und hielt sie streng in den Grenzen ihres Eigenthums. Diese Maßregeln hatten zur Folge, daß das Dasein Josepha's selbst den Kindern der Schloßherrschaften ein Geheimniß blieb, und daß es nur dem Zufalle zuzuschreiben war, wenn Josepha wirklich dem Junker Aegyd von Hohenstein und der schönen Margot von Wöllner irgend einmal begegnet sein sollte. An der Sonderbarkeit dieser Umstände steigerte sich eben nur das Interesse des jungen Mädchens für die mystischen Vorgänge auf jenen vornehmen Höhen, die ihre Phantasie zu Thronen der höchsten Intelligenz und Romantik erhob. Zitternd stand sie vor der Eröffnung von Thatsachen, die ihre

Pulse rascher schlagen zu machen versprachen — zitternd stieg sie endlich die sechs kleinen Stufen hinauf, die bis zur Thüre von Mademoiselle Masselott's Gemach führten. Sie klopfte leise und behutsam an.

„Entrez, s'il vous plait!“ rief Mademoiselle mit gellender Stimme.

Josepha trat schüchtern auf die Schwelle. „Darf ich denn, Mademoiselle Masselott?“ fragte sie zaghaft, noch ehe sie die Thür vollständig geöffnet hatte.

Mademoiselle erhob sich ein klein wenig aus dem Lehnsessel, den sie am Fenster einnahm, und nickte mit majestätischer Herablassung. Ihre große, schlanke Figur, eingehüllt in ein schwarzes Kleid von Serge, das Haupt gekrönt mit einer großen weißen Haube, erweckte unwillkürlich ein Grauen. Mumienhaft eingetrocknet, zeigte ihre Haut jenes farblose Colorit, das nicht gelb und nicht weiß, aber immerhin grell genug gegen die Umhüllungen hervortrat, um als zart gelten zu können. Die fein gegliederten Hände glichen Todtenhänden und lagen stets unbeschäftigt in graziöser Nachlässigkeit auf ihrem Schooße, nur dann sich erhebend und bewegend, wenn sie mit der Rechten aus einer Miniaturdose ein Prischen Spaniol zur Nase beförderte und mit der Linken die Spuren davon von ihrem Busentuche abstäubte.

So saß diese alte Dame Tag für Tag, schaute

zum Fenster hinaus, über die waldigen Höhenzüge hinweg, träumte von der Vergangenheit, speiste mit Appetit, was ihr die Frau Administrator Köhler serviren ließ, und wartete geduldig auf ihr seliges Ende. Sie war eine Elsaßerin, sprach eben so gut deutsch wie französisch, und wußte davon zu erzählen, wie schwer es der Stammmutter dieses neuadeligen Geschlechtes geworden war, sich von den kleinbürgerlichen Gewohnheiten los zu machen, die ihr von ihrer niedrigen Geburt und Erziehung anklebten. Mademoiselle Masselott hatte es übernommen, die Nachkommen dieser armen, von Convenienzregeln zu Tode geplagten Frau Staatsräthin von Wöllner, die lieber plattdeutsch als französisch sprach, zu dressiren, und es war ihr gelungen, eine handliche Politur über die grobconstruirte Natur der ersten Linie zu werfen. Seitdem verbesserte sich das Geschlecht von selbst und die dritte Generation unterschied sich schon so wenig von den hochmüthigen Trägern alter Namen, daß eine Vermischung mit denselben in Aussicht stand. Davon aber schrieb sich das Gefühl der Wichtigkeit her, womit die alte, ehemalige Bonne in die Vergangenheit zurückblickte. Sie betrachtete sich als die Schöpferin der geistigen Existenz eines Stammes, der seine Aeste schon weit zu verbreiten begann und nach Jahrtausenden in

demselben Lüstre prangen konnte, wie der Stammbaum Derer von Hohenstein.

„Treten Sie näher, Mademoiselle Josepha" — sprach die alte Dame mit süßlicher Freundlichkeit. „Es freut mich, Sie zu sehen! Emmy hat mir schon gesagt, daß Sie oben wären. Wollen Sie ein Täßchen Kaffee bei mir trinken? Ich habe noch davon — Emmy ist sehr gütig gegen ihre alte Freundin — sie versorgt sie reichlich mit Kaffee und guter Sahne. Nehmen Sie eine Tasse dort aus der Etagere und schenken Sie sich ein!"

Josepha, die sehr wohl wußte, daß Mademoiselle Masselott nicht den kleinsten Widerspruch vertragen konnte, that gehorsam, was sie befahl und trank zum Ueberflusse, um nur die Bonne bei guter Laune zu erhalten.

„Wie ist es hübsch bei Ihnen, Mademoiselle" — sagte sie dann, indem sie sich mit der zierlichen Hurtigkeit ihres Wesens auf die Fußbank der alten Dame niederkniete und ihr schmeichelnd in's Gesicht blickte. Diese lächelte königlich.

„Sie leihen sich die Worte meines Lieblings, um mich zu erfreuen", entgegnete sie.

„Ach, es sind Herzensworte", schäkerte Josepha, „darum drängen sie sich auf die Lippe."

„Ihr Liebling heißt wohl Margot?“ fügte sie in naiver Ueberstürzung hinzu.

Mademoiselle Masselott richtete ihre tiefliegenden, kohlschwarzen Augen stechend auf das junge Mädchen, das sich so harmloser Weise in ihr Vertrauen zu drängen suchte. Als sie aber nur einer anmuthigen Schelmerei in diesem feinen Kindergesichte begegnete und nicht jener böswilligen Neugier, womit klatschsüchtige Gemüther die Tagesereignisse zu erforschen trachten, da lächelte sie wiederum majestätisch und strich wohlwollend über das lockige Haar Josephen's.

„Kennen Sie denn Margot von Wöllner?“ fragte sie dabei. „Ich dächte nicht!“

„Doch, Mademoiselle! Mir schwebt dunkel ein wunderschönes Wesen im weißen Kleide mit blauen Bändern vor!“ — Die Bonne nickte zustimmend. — „Ich weiß nicht“, fuhr Josepha etwas gewagt fort, „ob ich irre, aber in diesem Traumbilde vereinige ich sie stets mit einem Knaben, den sie Aegyd nannte.“

„Aegyd von Hohenstein“, schaltete die Bonne bedenklich ein. „Wo sahen Sie Margot und Aegyd?“

„Am See. Aegyd schien Margot sehr lieb zu haben“, fügte sie sehr leise hinzu.

„Sein Herz kannte nichts weiter, als Margot“, entgegnete die alte Dame, alle Vorsicht vergessend.

„Wenn er als Knabe schon zu ihren Füßen saß und ihr die blauen Feldblumen zum Kranze reichte, den sie flocht, so strömte die ganze Seligkeit seines jungen Herzens aus seinen Augen. Er wurde aber früh belehrt, daß ein Junker Hohenstein sein Auge nicht begeistert auf eine Wöllner richten dürfe. Das harte Wort des alten Barbaren, des Baron von Hohenstein, hat die schönen Kinderträume zerstört. Margot ist die Gattin des Grafen Toska geworden."

„Die Gattin eines andern Mannes mit der Liebe zu Aegyd im Herzen?" fragte Josepha in treuherziger Trauer.

„Ihr edles, großes Herz trieb sie zu diesem Schritte!" rief Mademoiselle Masselott mit einem Eifer und einer Aufregung, die an Verzückung grenzte. „Ein kaltes, deutsches Gemüth kann freilich diese Sublèmètè nicht fassen. Deutsche Treue ist immer nur Mangel an Energie — deutsche Güte immer nur Schwäche und grenzt nahe an Dummheit, aber Margot ist keine mattherzige Deutsche — groß und erhaben steht sie da, ein Opfer ihrer Seelengröße."

„Ich bilde mir ein, daß man sehr unglücklich sein muß, wenn man Jemand heiratet, den man nicht liebt", entgegnete Josepha, in aller Unschuld, ziemlich verwegen der Exaltation ihrer alten Gönnerin trotzend.

„Margot wird nie unglücklich werden, denn sie gibt mit diesem Schritte den Geliebten ihrer Jugend seinem Vaterlande und seinem Wirkungskreise zurück. Ihre Heirat löset den Bann, den der drohende Fluch des alten Baron Hohenstein auf sein ganzes Dasein legte. Margot geht mit ihrem Gatten, welcher der Gesandtschaft angehört, in's Ausland und eröffnet damit dem Jugendgeliebten die Pforten seines Stammhauses wieder. Die Herzen Beider werden ruhig werden und in der Pflichterfüllung einen Balsam zur spätern Heilung finden."

Josepha wiegte noch immer bedenklich ihren Kopf. „Sie verletzt aber einen Schwur", flüsterte sie sehr leise. „Ich weiß es, daß sie sich Treue geschworen haben — die Worte schweben wie in einer Glorie vor meiner Erinnerung, allein ich kann sie nicht wiedergeben — ich finde den Ausdruck dafür nicht."

Mademoiselle Masselott fixirte mit steigender Verwunderung das junge Mädchen, das sie in ein Geheimniß eingeweiht fand, von welchem sie glaubte, daß es mit dichten Schleiern umhüllt sei.

„Wie kamen Sie zur Kenntniß dieser Worte?" fragte sie lebhaft bewegt.

„O, Margot liebte mich als Kind," entgegnete Josepha mit strahlendem Lächeln.

„Sie hat niemals Ihrer erwähnt!“ erklärte die Bonne abweisend.

„Aber sie rief mich, wenn sie beim See war! Ich kannte den Laut ihrer Stimme und flog immer wie ein Vogel zur Höhe hinan, wo sie mit Aegyd war.“

„Kind — Sie lügen doch nicht!“ warnte die alte Dame strengen Blickes.

Josepha senkte betroffen ihr Auge. „Zuweilen ist es mir freilich, als hätte ich diese reizenden Scenen, von denen ich Zeugin wurde, nur geträumt,“ sprach sie kleinlaut.

„Erst heute, als vom Hohensteiner Schlosse die Vorhänge weheten, schlich es wie Ahnung durch mein Herz, daß es Grüße der Erinnerung sein könnten, die mich überschleichen, wenn ich auf der Hohensteiner Klippe von tiefer Sehnsucht nach der schönen, engelgleichen Gestalt ergriffen werde, die mich schmeichelnd an ihren Busen gepreßt und mir die Stirn mit Blumenkränzen geziert hatte.“

„Und immer war dieses Wesen, das Sie in Ihren Träumen sehen, in der Gesellschaft eines Knaben, den sie Aegyd nannte?“ fragte die alte Dame, schwermüthig lächelnd.

„Immer!“ behauptete Josepha, muthiger gemacht durch dies Lächeln. „Aber der Knabe blieb nicht Knabe

— Margot blieb nicht ein Kind. Eines Tages, als der Frühling wieder Sonnengold auf unsere Berge streuete, hörte ich eine süße unvergessene Stimme durch die Luft dringen."

„Kind, Kind — Sie phantasiren!" warnte die Bonne, unruhig nach ihrer Dose greifend, um sich durch eine Prise zu stärken.

„Es ist möglich," entgegnete Josepha offenherzig. „Sie mögen entscheiden, ob ich geträumt habe, Mademoiselle Masselott. Heben Sie den Druck der Ahnung von meiner Brust, der mich seit der Nachricht von Margot's Verheiratung so schmerzlich belästigt.

„Ich folgte diesem süßen Rufe fast willenlos. Jahre waren vergangen, seitdem ich ihn nicht gehört hatte und Niemand im Thale nannte mich „Sesi", wie das feengleiche Wesen, das ich wie eine Gottheit anbetete."

„Wie alt waren Sie damals?" warf Mademoiselle inquisitorisch ein.

„Gewiß nicht älter als neun oder zehn Jahre," erklärte Josepha nach einigem Sinnen. „Mein Bruder war noch zu Hause. Ich glaube in demselben Jahre nahm ihn die Herzogin von Hildburghausen mit hinweg."

„Richtig!" rief die Bonne überrascht. „Jetzt fange ich an zu glauben, daß Sie nicht blos geträumt haben, Josepha. Sie folgten also dem Rufe „Sesi" obwohl

drei Jahre dazwischen lagen, wo Sie ihn zuletzt vernommen?" fragte sie gespannt.

„Ja, ich folgte dem Rufe, stand aber ziemlich lange, sehr verlegen vor meiner Gottheit, die mir fremd geworden war und in ihrer strahlenden Schönheit, in der Pracht ihres Anzuges eher einer Fürstin glich, als einer Fee. Ein Herr saß neben ihr. Von ihm ist mir kein Bild in der Seele geblieben, daher habe ich ihn auch nicht erkannt. Margot aber würde ich auf den ersten Blick wieder erkennen und der Name „Sesi" bildet eine Zauberkette zwischen ihrem Herzen und dem meinigen."

Die Bonne sah träumerisch vor sich hin. Von Erinnerungen an jene Zeit überwältigt, wo der Keim der leidenschaftlichen Anhänglichkeit in der Brust Margot's und Aegyd's zur glühendsten Liebe aufflammte, fühlte sie ihr Erbarmen mit jenem jungen Wesen von Neuem belebt. Ganz unwillkürlich brach sie in die Worte aus:

„O, dieser Tyrann — dieser gottvergessene Barbar — soll denn seine Härte, sein Hochmuth wirklich auf Erden nicht gestraft werden?"

„Sie meinen den Baron von Hohenstein?" fragte Josepha mit Spannung. „Der alte Herr sieht so gut aus, warum haßte er denn Margot und widersetzte sich ihrem Glücke?"

„Er haßt weniger meinen schönen Liebling, als

das ganze Geschlecht Wöllner," antwortete die Bonne, im stillen Grimme die Schleusen der Beredsamkeit öffnend.

„Sagten Sie nicht, er sähe gut aus? Mag er auch im Grunde seines Herzens gut sein, aber er ist ein hochmüthiger Narr, der seinen alten Stammbaum mit Glorien umgibt. Er ist ein Ungeheuer in seinem Stolze. Gott möge ihn strafen für seine Lieblosigkeit, womit er das Glück seines Enkels und Margot's mit einem einzigen Schlage zerstörte."

„Geschah dies damals vor zehn Jahren?" fragte Josepha, ihrem Tone den Stempel der Harmlosigkeit aufdrückend, während ihr Inneres vor Unruhe und Wißbegierde glühete.

„Nein." Damals entspann sich erst die tiefe Liebe zwischen den beiden jungen Herzen, die von Jahr zu Jahr zunahm, bis sie aus dem verschlossenen Innern herausbrach, wie Flammen aus einem stillglühenden Vesuv.

„Aber sie hatten sich damals schon Treue geschworen!"

„Kinderschwüre —" flüsterte die Bonne, mitleidig lächelnd. „Die Gewalt brach diese Schwüre! Bei dem letzten Wiedersehen der Liebenden waren es nicht ihre unschuldigen Kinderaugen, die auf dem Liebespaare

ruheten, sondern die Basiliskenblicke des alten Tyrannen von Hohenstein. Sein Fluch trennte die Armen auf immer!"

„Warum mag mich Margot späterhin nie wieder gerufen haben?" sprach das junge Mädchen traurig. „Hatte sie die kleine Sefi vergessen oder war sie sich ihrer vornehmen Stellung bewußt geworden? Nie, nie hörte ich den Namen Sefi wieder durch die stille Luft dringen!"

„Sie fürchtete den Zeugen ihrer frühen Liebe, meine liebe Josepha," beschwichtigte sie die alte Dame. „Ganz gewiß fürchtete sie von Ihnen verrathen zu werden. Später aber kam sie immer nur auf einige Tage nach Kleineck, lediglich um mich zu besuchen.

„Ich erwarte auch dies Jahr ihren Besuch. Sie wird nicht eher nach Petersburg gehen, bis sie Abschied für's ganze Erdenleben von mir genommen hat."

„Ach, ich möchte Margot wohl wiedersehen, wenn auch nur ganz in der Ferne!" rief das junge Mädchen, inbrünstig ihre kleinen Hände zusammendrückend.

„Drängen Sie sich nicht in Margot's Lebensweg," antwortete die Bonne streng, „Ihr Bild weckt Erinnerungen und reißt alte Wunden auf. Sie ist jetzt beruhigt und für die Prosa des Lebens gewaffnet. Was sich Poetisches mit Ihrer Person vereinigt, das ist Gift

für die reine Seele einer Gattin. Also meiden Sie ein Begegnen, Josepha."

„Wenn sich nur Aegyd nicht Pläne gemacht hat, Margot wiederzusehen," rief mit plötzlichem Argwohn das junge Mädchen.

„Aegyd wird sein Vaterhaus nicht eher betreten dürfen, bis Margot, von ihrem Gatten ihrer neuen Heimat zugeführt ist."

„Er ist aber schon zurückgekehrt, —" fiel Josepha übereilt ein. „Er ist hier! Er bauet darauf, daß der Administrator ihn nicht kennt. Er ist hier im alten Schlosse!"

Auf's Höchste überrascht erhob sich Mademoiselle Masselott mit jugendlicher Schnelligkeit, indem sie wiederholte: „Er ist hier im Schlosse? Hier? Aegyd ist hier! O, Du mein Gott, welche Ueberraschung! Was hat er vor? Wie sieht er aus? Ist er gefaßt genug, die fürchterliche Pein zu ertragen?"

Josepha zog die Stirn etwas kraus und rümpfte ihr Näschen. Der Pathos, in welchen die gute Bonne verfallen war, schien ihr mit der Laune des Herrn Aegyd nicht im Einklang zu stehen. Entweder der junge Herr wußte noch nichts von seinem Verluste oder er hatte im Wechsel der Jahre viel von der Heftigkeit seiner Neigung eingebüßt. Als sie der Bonne die Antwort schuldig blieb,

machte diese einen raschen Gang durch das Zimmer und sagte gebieterischen Tones:

„Ich muß ihn sehen — ich muß ihn sprechen! Sagen Sie ihm, daß er zu mir komme!“

„Das wage ich nicht,“ wendete Josepha ein. „Er hat mich gebeten, ihn nicht zu verrathen.“

Mademoiselle stand still und dachte nach. „Es ist am Besten, ich löse in ganz prosaischer Weise seinen ungehörigen Besuch, den er in der gewaltsamen Aufregung seines Temperamentes nicht bedacht und überlegt hat. Welch' maßloses Sichgehenlassen unter den obwaltenden Verhältnissen! Kommen Sie, Josepha — ich will an Ihrem Arme den ungewohnten Weg durch den dunklen Corridor antreten. Ich glaubte nicht, daß ich diesen Gang noch einmal in meinem Leben machen würde, aber es sei — kommen Sie, reichen Sie mir den Arm zur Stütze!“

Sorgsam leitete das junge Mädchen die alte Bonne die sechs Stufen hinab und führte sie vorsichtig durch den Corridor. Ihr Herz klopfte hörbar. Sie fühlte etwas wie Furcht vor dem Fremden, den sie, trotz seiner Bitte, verrathen hatte, und hielt sich möglichst versteckt beim Oeffnen der Thür, um schlimmsten Falls einen beschleunigten Rückzug bewirken zu können, wenn er zornig werden sollte.

Schon vor der Thür hörte sie in lebhaften Wechsel-

reden, daß der Administrator eingetroffen war und sich mit dem fremden Gaste in ein Gespräch über die Baufälligkeit des Schloßgebäudes und über die Unsicherheit seiner eigenen Stellung zur Familie Wöllner eingelassen hatte. Kaum hatte sie aber die Thür weit geöffnet, so daß die Gestalt der Bonne in ihrer ganzen Unheimlichkeit sichtbar wurde, als der Fremde beinahe wüthend aufsprang, heftig mit dem Fuße aufstampfte und sehr zornigen Tones ausrief:

„Wer hat mir das gethan? Wer hat mich der Bonne verrathen? Wer wagte das?“ Zu gleicher Zeit sprach die Bonne in froher Bestürzung: „Sie sind es, Lothar? Sie? Und die kleine Thörin träumte von Aegyd? Warum trauete ich auch ihrer Phantasie, die stets im Galopp mit ihr davon läuft! Willkommen daheim! Gott segne Ihren Eingang!“

Herr Lothar von Wöllner, der aus triftigen Gründen ganz incognito in den Hallen seiner Väter recognosciren wollte, hörte gar nicht auf seine alte Bonne. Er gab der Zügellosigkeit seines Naturell's nach, als er Josepha erblickte, die, neugierig und schüchtern zugleich, den Lockenkopf hinter der Mademoiselle hervorstreckte.

„Bist Du es gewesen, Du vorwitziges Kind, das mich dennoch verrathen' hat? Was hast Du hier zu schaffen? Fort mit Dir!“

Emmy hörte mit Entsetzen diese Ausweisung an. Ihre Lebensgeister sammelten sich jedoch wieder und sie trat mit kühnem Vorsatze nahe an den heftig gestikulirenden Herrn.

„Erlauben Sie — diese junge Dame, die Sie so verächtlich zu behandeln wagen, ist meiner Eltern Gast und wir befinden uns hier in einem Zimmer, worin nur meine Eltern zu befehlen haben. Obwohl es mir jetzt klar wird, daß wir in dem unbekannten Reisenden den Herrn und Gebieter von Kleineck zu begrüßen haben, so mache ich Ihnen doch bemerklich, daß Sie sich auf einem Terrain befinden, wo Sie zur Zeit nichts zu befehlen haben."

„Er meint es nicht so böse," rief die Bonne dazwischen. „Er ist der alte Poltron, wie als Knabe — sehen Sie, er bereut schon seine Heftigkeit!"

Wirklich strich sich Lothar mehrmals halb lachend, halb verlegen über die Stirn nnd wendete sich, unschlüssig über seine nächsten Schritte, ab. Emma aber wollte ihre Freundin im Triumphe von der Schwelle der Thür hereinführen.

Josepha war verschwunden. Man rief, man suchte in dem dunklen Gange, man fand sie jedoch nicht. Wie ein gescheuchtes Reh, bis in's Herz hinein verletzt, war sie geflohen; trotz des einbrechenden Abends war sie dem

Waldweg entlang den Berg hinabgeeilt und hatte sich nicht eher eine Secunde Rast gegönnt, bis sie erschöpft und weinend am Herzen der Mutter lag, der sie ihr Leid unter bittern Thränen klagte. Wahrlich, die erste Berührung mit Denen dort auf den Höhen, welchen sie illusorisch alle Tugenden der Menschheit andichtete, übte eine Wirkung auf ihr Gemüth aus, das sie einer jahrelangen Erfahrung überhob.

Die Täuschungen über den Werth vornehmer Menschen zerflossen mit ihren Thränen zugleich und machten einem sehr zweckmäßigen Mißtrauen Platz, das sich bald mit jenem geistigen Stolze verband, welcher die beste Würde des Weibes ist.

Dies kleine unbedeutende Ereigniß bildete den ersten Ring in der Kette ihres Schicksales. Es hob die kindische Sorglosigkeit aus ihrer Brust und legte ihr dafür den Zauberschlüssel der edelsten Weiblichkeit in die reine Seele.

Als Emmy, die ihr athemlos nachgeeilt war, um sie zu suchen und zu beruhigen, auf der Meierei eintraf, da lächelte sie schon unter ihren Thränen hervor und zeigte eine sehr gemäßigte Trauer über die Beleidigung, die ihr widerfahren war.

In dem raschen Wechsel ihrer Jugendempfindungen blieb es aber bemerkenswerth, daß sie ihrer Freundin,

ohne Veranlassung und im Beisein ihrer Mutter erklärte, nie den Besuch auf Kleineck wiederholen zu wollen.

„Komm zu mir herab, meine liebe Emmy, komm, und wir wollen am See entlang wandern, wir wollen zu den Klippen, die nie von den vornehmen Leuten besucht werden, hinaufklettern, aber dort hinauf, wo ihre Herrschsucht mich ausweisen kann, dort hinauf komme ich nie, nie wieder!"

Emmy lächelte ein klein wenig zu der Wichtigkeit dieses Ausspruches. Allein Frau Dorsak verstand den Ernst desselben besser zu beurtheilen. Sie hörte zwar mit Befriedigung, daß Herr Lothar von Wöllner seine Uebereilung bitter bereue, daß er, erst jetzt durch Emmy von dem Alter ihrer Tochter unterrichtet, die Beleidigung der jungen Dame schmerzlich empfinde, allein sie stimmte Josepha bei und verbot die Besuche im alten Schlosse, um jede Begegnung zu vermeiden.

Es war wohl natürlich, daß Josepha nach dieser erlebten Scene sehr unruhig schlief, daß sich das Bild des erzürnten Mannes gewaltsam in ihre Träume drängte und daß sie selbst am Morgen unaufhörlich mit dem Gedanken daran beschäftigt war.

Mit aller Liebenswürdigkeit seines Wesens hätte Lothar wahrscheinlich nicht einen solchen nachhaltigen Eindruck erzielt, als durch die zornige Uebereilung, worin

er die nöthige Selbstbeherrschung vollkommen verlor. Wie durch Nebel und Gewölk blitzte zuweilen die Erinnerung an das leidenschaftliche Aufflammen der friedlichen Augen durch sie hin, und sie ertappte sich mehrmals auf dem Wunsche, dem heftigen Manne sagen zu können, daß sie ihm gerne verzeihe und daß sie bedaure ihn gereizt zu haben. Der sicherste Weg zum weiblichen Herzen ist leider oftmals das Interesse für hervorstechende Eigenthümlichkeiten der Männer, die keineswegs zu den Tugenden der Menschheit gerechnet werden können; daher kommt es, daß die tollen, heftigen, leidenschaftlichen Männer so viel Unheil anzurichten vermögen, obwohl sie ihre Temperamentsfehler durchaus nicht verbergen.

Fünftes Capitel.

Nebelbilder.

Herr Engelbrecht Maltmann hatte nicht ganz so unberührt von Reminiscenzen den Maierhof verlassen, wie Frau Dorsak glaubte. Was in ihm auftauchte, war freilich noch immer ohne Gestalt und Leben, und nu, in leichten Umrissen traten Ereignisse vor seine Seele die seit zwanzig Jahren geschlummert hatten.

Kaum hatte er sein Zimmer erreicht, und war nachdenklich einige Male darin hin und her gewandert, so griff er nach dem Klingelzuge, um seinen Diener herbeizurufen.

Georg erschien in aller Eile und mit ziemlich erstauntem Gesichte, denn die Sonne war noch nicht gesunken, und vor diesem Zeitpunkte den Herrn im Hause zu wissen, das regte die Neugier des alten Dieners mächtig auf.

„Wer ist die Frau dort unten im. Meierhofe am See?“ fragte Maltmann ohne weitere Vorrede.

„Sie heißt Frau Dorsak, gnädiger Herr," war Georgs Antwort.

„Dorsak? Dorsak? Erinnere Dich einmal, alter Knabe, ob uns der Name schon im Leben vorgekommen ist?"

Der Diener schüttelte langsam sein schneeweißes Haupt.

„In unseren Zirkeln, gnädiger Herr?"

„Ja — oder auch sonst wo! Denke zurück an frühere Zeiten! Du kennst doch das Duell, welches ich früherhin mit dem Finanzrathe Bendler hatte — ich glaube, die Frau dort unten im Meierhofe spielte darauf an."

Georg machte große Augen.

„Auf das Duell mit dem Finanzrathe Bendler?" wiederholte er überrascht.

„Du weißt, Bendler's Frau war feenhaft schön und sang wie ein Engel!"

„Ja!" seufzte der alte Diener, „ich weiß, ich weiß!"

„Auch darauf spielte die Frau Dorsak an."

„Unmöglich, gnädiger Herr!" fiel Georg ein. „Wovon sollte diese Frau, die kaum so alt sein kann wie diese schöne Dame, das erfahren haben, was wir so fest in uns verschlossen, nämlich, daß wir sie so feenhaft schön fanden!"

Maltmann lächelte, trotz seiner innern Unruhe, über das „wir" seines alten, treuen Georg.

„Ja, ja! Es ist dennoch so, alter Knabe!" sprach er. „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen! sagt das alte Sprichwort. Besinne Dich nur, ob nicht dies Frauenzimmer, das merkwürdig gute Formen zu haben scheint, vielleicht im Haushalte des Finanzrathes placirt gewesen ist!"

„Unmöglich, gnädiger Herr! Frau Dorsak ist zu jung dazu. Rechnen Sie doch zurück — wir sind ja schon alte Männer geworden seitdem!"

„Nun, nun," fiel Maltmann mit einem Seitenblicke auf den Spiegel ein, „Du wohl, aber ich bin mit meinen fünf und vierzig Jahren noch ganz passable."

„Das gebe ich zu, allein die Frau da unten ist ein blühend schönes Weib von dreißig und einigen Jahren, die kann zu unserer Zeit in Berlin noch nicht gedient haben. Sie hat eine Tochter — so ein kleines, luftiges Ding —" er hielt plötzlich inne, und starrte seinen Herrn wie abwesend an.

„Nun?" fragte Maltmann gespannt, „was stört Dich plötzlich?"

„Herr Gott, gnädiger Herr!" entgegnete Georg in sichtlicher Aufregung, nachdem er von einem innerlichen Schrecken genesen war. „Habe ich doch schon oftmals

gesonnen und gesonnen, an wen mich das kleine, zierliche Wesen mit dem Tituskopfe erinnere — lebhaftig an die Finanzräthin Bendler — leibhaftig!"

„Georg!" rief Maltmann fast erschrocken, „Deine lebhafte Phantasie spielt Dir sicherlich einen Knabenstreich. Und diese Tochter singt ebenfalls wie ein Engel?"

„Singt? Nein, gnädiger Herr — ich habe sie noch nicht singen hören! Sollte es nicht eine Verwandte der Finanzräthin Bendler sein? Sie ist vielleicht aus dieser Gegend gebürtig gewesen — so etwas kommt vor."

„Nein, nein! Die Bendler war aus der Mark gebürtig. Ihr Vater war Geistlicher und bekleidete eine der höchsten geistlichen Stellen. Sein Name ist mir entfallen, aber ich denke, er holte seine Tochter und seinen Enkel ab, als die schreckliche Katastrophe über den Finanzrath hereinbrach."

„Ja, ja! Ich erinnere mich! Es war im Jahre 1798! Sehen Sie, gnädiger Herr — so lange Jahre liegen schon zwischen dem Duell und dem heutigen Tage. Sie irren sich, wenn Sie Andeutungen darauf fürchten."

„Und die Aehnlichkeit, die Dich noch eben zur Bildsäule verwandelte?" fragte Maltmann sarkastisch lächelnd.

„Ist Zufall, purer Zufall! Ich will aber, mit Ihrer Erlaubniß, einmal unsere Wirthin über die Ver-

hältnisse der Frau Dorsak ausforschen. Vielleicht findet sich dennoch eine Verbindung mit unserer Vergangenheit!"

„Thu' das, alter Knabe, aber sei vorsichtig, damit Deine Erkundigungen nicht die Aufmerksamkeit auf uns zurückleiten. Ich denke zwar nicht mehr lange hier müßig zu warten, bis der König meiner bedarf, allein wenn ich mich entferne, so braucht Niemand zu wissen, wer hier den Undank seines Königs zu vergessen und zu verschmerzen gesucht hat. Also vorsichtig, Georg! Vorsichtig!"

Der Diener entfernte sich und Maltmann stellte sich mit untergeschlagenen Armen an's Fenster. Er liebte diese Attitüde des Napoleon Bonaparte und er liebte auch viele Principien des Welteroberers; allein ihn selbst haßte er mit allen Fasern seines deutschen Herzens. Darin lag eben der Grund seiner freiwilligen Verbannung aus dem Vaterlande, daß man in seinen Vorschlägen zur Bildung der constitutionellen Monarchie den Geist Napoleon's spuken sah. Empört über diese Verurtheilung, die ihn unverschuldet traf, verließ er seinen Wirkungskreis voller Zorn, jedoch in der festen Voraussetzung, daß man ihn nicht lange werde entbehren können, wenn der König die Verheißungen, womit er sein Volk zum Kampfe der Befreiung berufen hatte, erfüllen

wolle. Ihm fiel nicht ein, daß man Versprechungen, in so heiligen Momenten geleistet, zurückziehen oder auch nur modificiren könne; darum gab er seiner politischen Exaltation noch Worte und übte sorglos noch Maßregeln dieser Art, als der nüchterne Herrschersinn seines Königs schon längst vom Fieber des Freiheitskrieges genesen war und seine Ideen von den Rechten eines Volkes geändert hatte.

Ein Jahr war ihm schon im vergeblichen Harren darauf verflossen. Sein elastischer Sinn hielt ihn dessen ungeachtet aufrecht. Er glaubte sich unentbehrlich beim Werke der Staatsveränderungen, beim „Insceneſetzen" der Constitution und bei der Begründung von Reformen, die er zuerst kritisch beleuchtet und als nothwendig dargelegt hatte. Ihm ahnte nicht, daß seine freiwillige, fluchtähnliche Entfernung einer förmlichen Entlassung zuvorgekommen war, daß man sich mehr behindert als gefördert durch seine persönliche Einwirkung fühlte, indem man von seinen Theorien nur theilweise Gebrauch zu machen gedachte.

Bis zu dem Augenblicke, wo er von dem Eindrucke, den Josephen's ungekünstelte Naivetät hervorgebracht, geleitet wurde, seinem erregten Kunstsinne zu folgen, der ihn in die Meierei hineintrieb, bis zu diesem Augenblicke hatte nichts die Monotonie seines täglichen Har-

rens auf seines Königs Ruf unterbrochen. Er war für den Genuß der Weltfreuden abgestorben und hatte den Rückblick in die Vergangenheit vermieden. Jetzt aber rollte sich allmälig, trotz der Unthätigkeit seines Gedächtnisses, ein Bild nach dem andern auf.

Er vergegenwärtigte sich die Zeit, wo er nicht dem Ehrgeize allein, sondern der Lust, der Liebe, der Kunst und Poesie gelebt, wo er, als ein richtiger Schüler des Zeitgeistes, sich mit glühendem Eifer in geistige Aufregungen gestürzt, wo er in phantasievollen Genüssen geschwelgt hatte. In diese Zeitperiode fiel jenes Duell mit dem Ehemanne einer schönen gefeierten Frau, das nach seiner Meinung von Frau Dorsak aus dem Schattenreiche der Vergessenheit heraufbeschworen worden war.

Er sah sich wieder zu den Füßen jener Dame, aufgelöst in einer Exaltation halb sinnlicher, halb geistiger Art. Die Dame, geängstigt von der unsinnigen Huldigung, schrie auf und lockte durch diesen Schrei ihren Gatten und eine Anzahl Gäste herbei. Der Anstand erforderte ein Duell, welches ziemlich harmlos verlief und die Freundschaft der betheiligten Männer nicht weiter störte. Aber die beleidigte Dame verbot ihm den Eintritt in ihre Salons. — Ja, ja! So war es! Wovon mochte die Frau Dorsak diese fatale Episode aus seinem Jugendleben kennen?

Von dieser Jugendgeschichte schweifte sein aufgescheuchtes Erinnerungsvermögen über zu den Ereignissen der Vaterlandsgeschichte, die mit glühenden Lettern in seine Brust gegraben waren. Kunst und Wissenschaft hatte mit der Macht des Empire français allen Werth für ihn verloren und er dürstete nur danach, seinem innern Grolle die richtigsten Ausdrücke zu leihen, wenn er seine Feder eintauchte, um in dieser trostlosen Zeit den Muth zur Gegenwehr zu wecken. Was er damals durch seine ernsten und fortgesetzten Forschungen in sich aufspeicherte, das gab er als eigene Erfahrungen dem wieder hergestellten Staate Preußens als goldene Saat zum Völkerwohl. Man erhob ihn dafür zuerst in die Wolken, dann ließ der Enthusiasmus nach. Ja, ja! So war es! Und dazu sendete das Geschick noch die schwere Prüfung, seine treue, geistvolle Gattin zu verlieren, die ihm wohlthätige Fesseln auf den ruhelosen Geist legte, wenn er übersprudeln wollte. Er stand jetzt ganz allein in der Welt. Seinen Freunden hatte er sich entzogen. Seiner Berufswirksamkeit war er durch seinen eigenen Willen entrückt. Zwei Töchter hatten in unsinniger Schwärmerei freiwillig die Welt verlassen. Beugen denn diese Thatsachen seinen Lebensmuth nicht? O, nein! Er ist voller Zuversicht und sieht dem zweiten Abschnitte seines Daseins im gläu-

digen Vertrauen auf den glänzendsten Schluß entgegen. Verführerische Bilder stehen vor seiner Phantasie und bauen sich in der Leidenschaftlichkeit seines Wesens bis in den Himmel hinein. Er weiß, mit welchen Mitteln er dennoch zum Ziele gelangen wird, wenn sein edlerer Wille an den Hindernissen scheitern sollte, die ihm als allmächtig für den Augenblick entgegenstehen. Und er ist trotz der höheren Begabung keineswegs abgeneigt von seiner geistigen Höhe herabzusteigen, um seine glänzende Laufbahn zu verfolgen. Seine Gedanken über diese Entschließungen sind noch unklar und verworren. Er fühlte den Unterschied zwischen edlem Streben und einem eitlen Jagen nach Ehrenstellen noch zu lebhaft. Nur so viel stand fest, daß er keinen Weg scheuen werde, um aus dem Weltstrudel, worin er untergegangen war, wieder empor zu tauchen.

Maltmann trat endlich vom Fenster hinweg an seinen Schreibtisch, der, ziemlich ungeordnet, mit einer Menge von Schriften und Büchern bedeckt war.

Gleichgültig nahm er ein Zeitungsblatt in die Hand und überblickte, wahrscheinlich in der sichern Ueberzeugung „nichts anzutreffen was seine Seelenruhe stören könne“, ruhig darauf nieder. Es währte jedoch nicht eine Minute, so verrieth sein Mienenspiel, daß dennoch dergleichen in der Welt passiren konnte. Eilig überflog

er den Artikel von Berlin, womit die Zeitung ihre Referate begann. Man meldete von dort, daß die große Sängerin Catalani erwartet werde, daß ihr Auftreten in Preußens Residenz behindert werden könne, da das Gerücht von einer todesgefährlichen Erkrankung der Herzogin Charlotte von Hildburghausen, der geliebten Schwägerin des Königs, die Stadt durchlaufe. Träte der gefürchtete Todesfall ein, so würde die Hoftrauer der Catalani sehr hinderlich sein. Man spräche von einer Reise des Königs nach Hildburghausen, da die Majestät große Sehnsucht an den Tag gelegt hätte, die Schwester seiner verstorbenen Gemalin Louise noch einmal zu sehen.

Maltmann legte das Zeitungsblatt wieder hin. Ein Lächeln überstrahlte sein feines Gesicht und ein Zug von Uebermuth legte sich über die stolz erhobene Stirn.

„Ei, sieh da! Dieser Tod käme mir gelegen, wenn er den König in meine Nähe führte. Ich werde Sr. Majestät dann zu begegnen wissen und damit den Bann meiner Feinde brechen, der mich fern von ihm hält!“

Mit hoch aufgerichtetem Kopfe durchschritt er mehrmals das Zimmer. Wie ein Triumphator verfolgte er seinen Weg, als wäre er nun allen Mißhelligkeiten entronnen.

Plötzlich aber senkte er die stolz erhobene Stirn

und strich darüber hin, um eine aufsteigende Erinnerung zu entfernen.

„Sonderbar!“ murmelte er halblaut. „Seit Jahren ist jedwede Erinnerung an die schöne Bendler in mir erloschen gewesen und heute tritt ihr Bild beständig aus dem Dunkel der Vergangenheit hervor. Jene Herzogin Charlotte war es ja, welche den ersten glänzenden Schein, der sich späterhin bis zu einer Glorie ausbildete, über die junge Frau warf. Jene kunstsinnige, kunstverständige, hohe Dame zog ja damals schon, als sie beim ersten Besuche, den sie der Kronprinzessin Louise abstattete, die Aufmerksamkeit des ganzen Berliner Publikums auf dies reizende Röschen aus der Mark, indem sie nach einer Gluck'schen Arie die Sängerin mit Thränen des Entzückens umarmte. Sonderbar, daß ich gerade heute an diese herrliche Scene erinnert werde, daß das Bild der schönen Bendler wie ein Phönix aus der Asche in mir auflebt!“

Sechstes Capitel.

Im alten Schlosse.

Nachdem Lothar von Wöllner von der alten Bonne erkannt worden war, hielt er es nicht mehr für nothwendig sein Nachtquartier im alten Thurme, der nach Emmy's Aussage „wackelte“, aufzüschlagen. Er verfügte sich, nicht gerade in der besten Laune, nach dem neuen Schlosse und schlief dort so vortrefflich, daß er erst erwachte, als die Sonne längst über den Hohenstein gestiegen war.

Ein wohlservirtes Frühstück von duftendem Kaffee in Silbergeräthschaften erinnerte ihn zunächst an die freundliche und resolute Tochter seines Administrators und hieran schloß sich unmittelbar der sehr unbehagliche Gedanke an das junge Mädchen, welches er ungebührlich behandelt hatte.

So gern der junge Gutsherr sich auch mit Geringschätzung von diesem kleinen, unangenehmen Vorfalle gewendet hätte, es gelang ihm nicht, sein Gewissen zu

beruhigen, das ihm Vorwürfe über sein Aufbrausen machte. Er kannte den Bruder Josephen's als einen eleganten, jungen Mann von einer Weltbildung, die man gewöhnlich nur in den höhern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft findet.

Mußte er nicht erwarten, daß die Schwester dieses gefeierten Dilettanten, der sich durch seine feine, musikalische Bildung bis in die Umgebungen des Hofes Bahn gebrochen hatte, ebenfalls zu der Achtung berechtigt war, die man einem gebildeten weiblichen Wesen zu zollen gezwungen ist?

Der Schluß dieser Folgerung machte ihn noch verdrießlicher, als er schon war und er sah es gar nicht ungern, als Mademoiselle Masselott eine Botschaft an ihn ergehen ließ, zu ihr zu kommen!

Bald saß er mit dem Gefühle kindlicher Verehrung neben seiner ersten Erzieherin, die seit mehr als vierzig Jahren das Factotum des Hauses gewesen war.

„Nun sagen Sie mir aber vor allen Dingen, Lothar,“ begann die alte Duenna in zärtlicher Rührung, das männlich gewordene, hübsche Gesicht ihres Zöglings betrachtend, „was mein lieber Engel, meine Margot macht. Still, antworten Sie nicht so obenhin, sondern denken Sie an Alles, was zwischen heute und dem Tage liegt, wo ich sie, aufgelöst in Trauer, von meinem Herzen

losriß, wo ich ihre weiche, liebkosende Stimme in einem Schmerzensschrei ersterben hörte. Denken Sie daran, Lothar, und dann antworten Sie mir auf meine Frage."

Der junge Mann hatte während dieser Rede seine Blicke nachdenklich rundum gesendet und sie oftmals mit tieferem Interesse an diesem oder jenem Gegenstande hängen lassen. Es blieb selbst für die Bonne, welche ihn so gut kannte, wie sich selbst, ungewiß, ob er sich in die Erinnerung dieser trüben Abschiedsstunde vertiefte, oder ob er mit leichtem Sinne sich des Trübsinnes darüber entschlug und nur die alterthümliche Einrichtung des alten Gemaches bewunderte und bekrittelte.

Ein Stillschweigen eigener Art folgte der ausgesprochenen Frage. Forschend wurzelte das Auge der Masselott, das so unheimlich dunkel in seiner Höhle ruhete, auf dem jungen Erbherrn. Ihr war es nach wenigen Minuten kein Räthsel mehr, warum er zu antworten zögerte.

„Sie haben also das schwere Werk vollbracht, Margot zur Gattin eines andern Mannes zu machen?" sprach sie ganz gelassen, indeß die zitternden Hände ihre Ueberraschung, ihre tiefe Erschütterung bewiesen.

„Nein, liebe Masselott!" entgegnete nun beeilt der junge Mann. „Aber, als meine Mutter mein Urtheil über diese Angelegenheit in Anspruch nahm, da

habe ich meiner Meinung gemäß gerade heraus gesagt, daß mir die Heirat mit dem Grafen Toska, der ein guter, freundlicher, weichmüthiger Mann ist, sehr gelegen käme, weil sie nicht allein ehrenvoll für unsere Familie, sondern auch in allen Stücken abhelfend wäre. Margot ist weder von mir, noch von irgend Jemand überredet. Sie hat still unserer Diskussion über diesen Gegenstand beigewohnt und ist eines Tages zu unserer Verwunderung mit dem weichen Entschlusse hervorgetreten, die Bewerbung des Grafen Toska unter der Bedingung zu gestatten, daß er sofort mit ihr nach Petersburg übersiedle, wohin er gesendet werden sollte."

„War Margot ruhig bei diesem Entschlusse?" fragte die Bonne mißtrauisch.

„Sehr ruhig! Sie hat sich innerhalb der letzten zwei Jahre sehr verändert. Von ihrem excentrischen Wesen ist sie geheilt!"

„Das schrieb sie mir!" schaltete die Bonne ein.

„Du wirst Dich selbst davon überzeugen können, denn sie kommt in den nächsten Tagen hieher." — Ein Lächeln innigster Befriedigung überzog das alte, vertrocknete Gesicht der Bonne. Lothar fuhr fort: „Graf Toska hat schleunigst aufbrechen müssen. Wichtige diplomatische Ereignisse nöthigten ihn seine Trauung einige Tage früher anzusetzen, als sie bestimmt war. Unmittelbar

vom Altare schied er von seiner jungen Frau. Man sah ihm an, wie schwer ihm diese Pflichterfüllung wurde, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch Margot nicht ohne Empfindung den Mann unerwartet von sich fern sah, dem sie Treue gelobt hatte.

Sie wird ihm in wenigen Wochen folgen und hat die kurze Zwischenzeit dazu bestimmt, Dich, Du alte, gute Masselott, noch einmal wieder zu sehen. Ich bin ihr nur um achtundvierzig Stunden voraus, habe meine Extrapost am Fuße des Hohensteins verlassen und dies lediglich, um die hiesigen Verhältnisse unter dem neuen Administrator, der mir als ein Querulant erschien, unbekannterweise zu prüfen." Die alte Dame lachte und nickte wiederholt mit dem Kopfe.

„Ja, ja! Ich kenne Ihr praktisches Wesen! Es sieht Ihnen ähnlich als Gott Zeus, der Donnerer, von oben herab zu schauen und sich über die Mängel zu informiren, die man beklagt. Der Administrator hat aber Recht. Das Schloß bricht ehestens zusammen. Wenn es nur so lange zu stehen belieben wollte, wie ich lebe. Ich liebe einmal dies ehrwürdige Gemach, worin ich der ersten Frau von Wöllner das Abc beibrachte. Was haben Sie in Hinsicht auf des Administrators Klagen beschlossen, lieber Lothar?"

„Ich werde neue Wirthschaftsgebäude bauen! Wir

können keines von den Schlössern entbehren, da ich von jetzt an auf Kleineck und mein Bruder Sandor dort drüben auf der Horstburg hausen werde."

Mademoiselle richtete sich schnell auf. Sie war unzweifelhaft sehr angenehm von dieser Eröffnung berührt.

„Ei — dann möcht' ich wohl noch so lange leben, bis ich Eurem Erstgeborenen ebenfalls das Abc beibringen könnte", rief sie launig aus. „Wird Ihre Frau Mama auch künftighin hier wohnen?"

„Nein!" entgegnete Lothar, sichtlich verstimmt. „Mama befindet sich in Ihrem Elemente wo sie ist und verthut eine enorme Menge Geld auf unsere Kosten."

„Das hört nun auf. Ich bin seit zehn Monaten mündig und Feodor wird es in drei Monaten. Der Vorwand „Margot's Zerstreuung heische die glänzenden Festin's" fällt fort. Mama wird auf Diäten gesetzt, die sie hier oder auch anderwärts verzehren kann. Wir Brüder ziehen uns eine Zeit lang aus dem verschwenderischen Leben zurück, um unsere Deficit's wieder auszugleichen und eventualiter nehmen wir die Gelegenheit wahr, reiche Frauen zu heiraten."

Augenscheinlich belustigt durch die trockene Manier, womit Lothar sie in die pekuniären Verhältnisse des

Hauses einweihete, schlug die Bonne herzhaft ihre magern, schmalen Hände zusammen und rief:

„Das gefält mir! das gefällt mir! Ein neues Geschlecht gehört nicht in die Weltstrudelei, wo es sich von vorn herein verflacht und die Wichtigkeit des Grundbesitzes mißachten lernt. Hieher gehört Ihr! Hier pflegt mit Behagen den keimenden Stammbaum! Hier sammelt die Sprossen der Familie und lehrt ihnen, was der Besitz einer Scholle Erde für stille, ruhige Glückseligkeit birgt. Ei, ei — daß ich das noch erleben soll, dafür preise ich den Höchsten! Hat Ihr Herz schon gewählt?“ fragte sie mit verschämter Zutraulichkeit.

„Mein Herz wohl nicht!“ antwortete der Erbherr, sorglos lachend. „Aber Mama will mich in die königlich preußische Familie bringen.“

Mademoiselle runzelte die Stirn, ob dieses unziemlichen Scherzes.

Lothar aber wiederholte, was er gesprochen und fügte hinzu: „Mama, die für alle Regungen des menschlichen Herzens eine feinere Witterung zu haben vorgibt, will aus der Freundlichkeit, womit die Gräfin Brandenburg, eine Tochter der Gräfin Dönhoff und des verstorbenen Königs, mich stets in ihre Unterhaltung zu ziehen die Gnade hatte, so lange sie sich in Dresden aufhielt, den Schluß ziehen, daß diese geistreiche Dame, die

freilich eben so viel Geld verbrauchen würde, wie chère maman, in mich verliebt sei und meine Bewerbung schließlich begünstigen würde. Zur Hebung unseres Standes möchte diese Liaison vielleicht beitragen, zur Verbesserung unserer Finanzen jedoch keineswegs. Außerdem glaube ich nicht an ein tieferes Interesse, sondern bin der Meinung, daß die Huld der Dame ein Intriguenspiel verstecken sollte. Nun — die Zeit wird lehren, was wir thun oder lassen sollen. So viel steht fest, Gräfin Julie hat viel königliches Blut in sich und ist mindestens eine sehr annehmbare Partie!"

„Ihr Glück wäre gemacht!" warf Mademoiselle leise ein.

„Das weiß ich zu schätzen und werde deßhalb meine Hand für vorkommende Fälle in Bereitschaft halten!" entgegnete Lothar, leichtfertig lachend.

„Wo wohnt die Gräfin Brandenburg?" forschte Mademoiselle, sichtlich interessirt.

„In Berlin. Ihr königlicher Halbbruder hat sie in besondere Affection genommen, besucht sie oft und schmückt ihr Hotel mit reizenden Geschenken! Ein förmlicher Hof umgibt die schöne Gräfin, die Witz mit Anmuth paart und Schönheit mit Talenten."

Sein Ton war ein klein wenig spöttisch geworden

beim Schlusse seiner Rede. Die Masselott drohete ihm mit ihrer farblosen Hand auf jugendlich schelmische Art.

„Ja, ja! liebe Masselott," scherzte der junge Erbherr, „ich bin immer noch Dein gehorsamer Eleve und schweige schon! Aber das muß ich Dir doch noch sagen, daß ich einen sehr gefährlichen Rivalen habe, und zwar in der Person des Vincent Dorsak hier aus dem Dorfe, der unter dem Namen „der schöne Sänger" ungeheures Furore in der Umgebung des Hofes macht."

„Wie?" rief die alte Dame erstaunt. „Der Bruder der kleinen Josepha, die Sie gestern so unbarmherzig angedonnert haben?"

Ein leichtes Roth überflog das Gesicht Lothar's bei dieser Citation eines Streiches, den er gern ungeschehen gemacht hätte.

„Ja, ja! Von derselben jungen Dame, die ich für ein Kind gehalten habe, weil sie einfältiger Weise ihr Haar à l'enfant trägt! Nun aber verlasse ich Dich, liebe Masselott, um Anordnungen für Margot's Unterkommen zu treffen. Vielleicht wäre es vernünftiger gewesen, wenn wir sie abgehalten hätten den Ort wieder zu sehen, der alte Wunden öffnet!"

„Lassen Sie meinen armen Liebling immerhin noch ein einziges Mal in der Rückerinnerung glücklich sein," entgegnete Mademoiselle weichherzig.

„Ich habe nichts dagegen," meinte Lothar. „Meiner Ansicht nach lagst Du sowohl als Margot selbst zu viel Gewicht auf die Kinderliebschaft, die sich leider zwischen zwei so nahe an einander grenzende Besitzungen stellte und feindliche Grenzen bildete. Ich denke, der alte Baron Hohenstein wird sich nun zufrieden geben und die Hand nicht zurückweisen, die ich ihm freundlich, als Nachbarn nämlich, zu bieten gesonnen bin."

Die alte Dame machte eine heftig abwehrende Pantomime.

„Nun? Was hast Du dagegen, gute Bonne," fragte Lothar frappirt.

„Der alte Baron wird diese dargebotene Hand niemals ergreifen!" betheuerte sie. „Hören Sie auf mich und nähern Sie sich dem Hohenstein nicht!"

„Was verstehst Du denn davon," sprach Lothar geringschätzend. „Der alte Herr kommt zurück, wird dies Jahr eine glänzende Saison hier halten und wird durch die Gräfin Brandenburg, die schon von ihm invitirt worden ist, von meinem Eifer unterrichtet werden, seinen Wünschen conform zu handeln. Paß auf! Der Weg über die Hohensteiner Klippe wird sehr bald breit geebnet sein zu jedem geselligen Verkehre zwischen Kleineck und Hohenstein!" schloß er im heitern Pathos.

„Nie! Nie!“ sprach die Französin im Grabeston. „Lassen Sie sich warnen!“

Lothar wendete sich ärgerlich ab, um sich zu entfernen. Er gehörte zu den Männern, die ihre Vorsätze nicht gern vom Widerspruche durchkreuzen lassen.

Die Bonne hielt ihn aber an der Hand zurück und sagte in bescheiden bittendem Tone:

„Lothar — darf ich Sie auch fragen, was Sie vorhin unter dem Intriguenspiel der Gräfin Brandenburg meinten, welches die Ihnen erwiesene Huld verstecken sollte?“

Der junge Mann, schnell besänftigt und erheitert durch die Neugier seiner alten Erzieherin, lachte gewinnend und wiegte dann spöttisch sein Haupt.

„Eigentlich brauchtest Du das nicht zu wissen, liebe Masselott,“ sprach er zögernd. „Da Du jedoch von Gift und Dolch träumen und der zauberischen Gräfin Julie fürchterliche Gedanken andichten könntest, so will ich Deine Wißbegierde befriedigen. Gräfin Brandenburg arbeitet nach meiner unmaßgeblichen Meinung an ihrer Standeserhöhung mit demselben Eifer, womit alle Emporkömmlinge aufwärts streben. Sie hat bescheidenerweise ihr Auge nicht höher gerichtet, als auf meinen durchlauchtigen Freund, den Prinzen Heinrich von Reuß, der mich sogleich nach meiner Ankunft in Dresden bei

meiner Mama aufsuchte und damit die freundschaftlichen Beziehungen unserer Studienjahre wiederum anknüpfte. Der schönen Gräfin königliches Blut strebt nach der Souverainität."

„Ganz natürlich! Sie sucht also einfach einen Mann, der sie zur regierenden Fürstin zu erheben vermag, zu fesseln. Gelingt ihr dies nicht, so wird sie vielleicht die unbeschränkte Herrschaft auf Kleineck nicht verschmähen!"

„Und Sie würden sich dazu hergeben, eine Aushülfe zu sein!" rief Mademoiselle voller Entrüstung.

„Warum denn nicht?" fragte Lothar phlegmatisch. „Der königliche Halbbruder erhebt mich dafür in den Grafenstand, decorirt mich mit Hausorden und dergleichen, vermehrt meine Güter und setzt mich, den Urenkel eines Bäckermeisters, in den Stand, in allen polirten Hofsalon's eine glänzende Rolle spielen zu können. Siehst Du, gute Masselott, diese Lebensphilosophie haben wir von Deinem großen Napoleon gelernt. Der hat uns davon unterichtet, daß die Wege zu irgend einem Fürstensitze gar nicht so schwer zu finden sind, wenn man nur die Mittel nicht scheuet und nicht mit deutscher Kleinstädterei schüchtern nach der Meinung der Welt frägt. Dein großer Napoleon hat mit seinem göttergleichen Scepter das Weltall cultivirt, hat die alten Grabgewölbe der Aristokratie gesprengt, um den Gebeinen der Par-

venüs Platz zu verschaffen, und ist der Messias aller ehrgeizigen Menschen geworden."

„O hören Sie auf, Sie Spötter! Gott gebe nur, daß das alte Joch der verschimmelten Vorurtheile nicht wieder auf die Schultern der Völker gelegt wird. Es sollen schon Anstalten dazu getroffen werden, wie mir der Administrator sagt."

„So! der Administrator liebt auch wohl die staubigen Stammbäume nicht?" neckte Lothar. Sein frischer Humor konnte nie lange unterdrückt werden und das eben machte den jungen Mann bei allen seinen Fehlern so überaus liebenswürdig.

„Der Administrator ist ein tüchtiger Mann," belehrte die Bonne ihn lächelnd, und seine hübsche Tochter stellt den barmherzigen Engel für Ihre alte Erzieherin vor!"

„Das soll ihr belohnt werden!" rief Lothar. „Fräulein Emmy soll die Erste sein, die von meinem Hausorden profitirt, wenn ich der Schwager der preußischen Majestät werde!"

Mademoiselle lachte. „Apropos", sagte sie dann, „ist nicht der Fürst von Reuß in diesen Tagen gestorben?"

„Ja wohl, und dadurch ist Prinz Heinrich, mein Freund, der präsumtive Erbe des Ländchens geworden,

denn sein älterer Bruder, welcher jetzt succedirt, wird sich nicht ebenbürtig verheiraten. Ob man die Gräfin Brandenburg ebenbürtig finden wird, steht die Frage."

„Mir scheint der Prinz Heinrich ziemlich kopflos den Anbeter dieser Dame zu spielen und ich fürchte, sie macht eine so bittere Erfahrung, daß sie gern nach Kleineck flüchtet, um dem Eclat zu entfliehen. Die Sache muß sich bald entscheiden, da der neue Fürst von Reuß auf eine Vermälung seines Bruders dringt. Entweder wird die Gräfin Julie im Herbste „Prinzessin" oder „Frau von Wöllner!"

„Leichtfertiger Mann!" schalt die Bonne.

„A — nicht doch! Gräfin von Wöllner hoffentlich — vielleicht auch Gräfin Kleineck oder Wöllner-Kleineck!" setzte er pathetisch hinzu, als er das wohlgefällige Lächeln der Bonne bemerkte, die sich von dieser stolzen Idee angesprochen fand. Sie neigte ihr Haupt, Lothar aber sprang lachend hinaus uud die Stufen zum Entresol hinab.

„Ob es nur Scherz von ihm ist?" fragte sich die Dame, als sie allein war."

„In diesem Herzen ist mir auch Manches unklar geblieben, trotz meiner sorgfältigen Beobachtungen. Es vereinigen sich darin die heterogensten Eigenschaften. Zornig und doch sanftmüthig und geduldig wie ein

Lamm, wenn es gilt — leichtsinnig und doch tief — fühlend — heiter bis zum Uebermuthe und doch zum Ernste geneigt — genußsüchtig und doch enthaltsam in allen Lebensverhältnissen — kaltherzig und doch opferwillig bis zum Edelmuth! Es ist ein Gemisch, wie man es nicht oft findet! Dagegen meine Margot — welch' ein Gemüth, welch' ein Herz, welch' eine Seele in diesem reinen schönen Wesen! Auch Feodor ist fest, kräftig und männlich! Feodor wird ohne Schwankungen seinen Lebensweg verfolgen, gleich meiner Margot. In Beiden ruht die Macht sich selbst zu beherrschen und den Wahn der Phantasie zu entwaffnen, wenn er Gewalt über ihren Geist erringen will. Margot wird glücklich werden! Feodor ebenfalls. Ob aber Lothar nicht in den Irrwegen des Lebens untergehen wird, das kann kein Mensch vorhersagen."

„Die Idee zu seiner Heirat ist gut", schloß sie ihr Selbstgespräch. „Das Geschlecht der Wöllner wird durch die Abstammung dieser Gräfin nicht compromittirt und der Abglanz der fürstlichen Gunst wird dem neuen Stammbaume ein Lüstre geben!"

Siebentes Capitel.

Lichtfunken.

Zu derselben Stunde, wo im alten Schlosse diese Unterredung stattfand, schlich Josepha, trotz des Verbotes ihrer Mutter, unter der Veranda hervor und nahm ihren Weg dicht am Gehege ihres eingezäumten Grundstückes am See entlang bis zur allmälig steigenden, ersten Höhe. Hier stand das junge Mädchen still und blickte halb ängstlich, halb komisch verdrießlich nach dem Meierhofe zurück, um zu spähen, ob sie vom mütterlichen Auge bei der Uebertretung ihres Befehles bemerkt werde. Frau Dorsak war aber leider im Molkenzimmer und sah nichts von dem gesetzwidrigen Ueberschreiten ihres Gebotes.

Josepha seufzte sehr beklommen, ehe sie weiter zu gehen wagte. Es war für sie ein ungeheures Opfer nicht hinfliegen zu können, wohin sie wollte.

Langsam wendete sie sich wieder ihrem Hause zu, das friedlich und nett einige hundert Schritte tiefer vor

ihr lag und ließ ihre Gedanken über die Ereignisse hinstreifen, die einen Bann auf ihren Willen gelegt hatten.

Ganz still und geräuschlos ruhete der See neben ihr. Seine Silberfläche widerspiegelte den Meierhof mit seinen Umgebungen so deutlich, als sei das Bild hineingemalt.

Josepha verglich ganz unwillkürlich dies paradiesisch ruhige Bild mit dem Glanze der Schlösser, die auf den mächtigen Steinwänden, welche durch Naturkräfte gebildet waren, paradirten. Es war ihr noch nie begegnet, daß sie mit solchem Unbehagen auf ihr ländliches Asyl hinabgeschauet hatte, wenn sie von ihren Streifzügen durch die Felsen zu dieser Ruhestätte der Zufriedenheit zurückkehrte, und sie meinte die Hülflosigkeit ihres Daseins, die Isolirung im Thale noch nie so schmerzhaft empfunden zu haben wie in dieser Morgenstunde, wo sie, gehemmt in ihrer Freiheit, auf dem Fleckchen Erde ausharren mußte, welches ihnen gehörte.

Mißmuthig stand sie abermals still und spähete nach der Veranda hinüber. Frau Dorsak war nicht zu sehen. Entschlossen drehete sich das junge Mädchen um und flog wieder bergan.

„Ich kann es nicht ertragen!“ flüsterte sie, als sie den Abhang, der mit Rasen vom frischesten Grün belegt und aus Lerchenbäumen und Birken bepflanzt war, berg-

an lief. „Ich kann es nicht ertragen! Mögen sie kommen, die zornigen, bösen Geister der Schlösser und mich gebieterisch aus ihrem Gebiete verweisen! O — hier ist Gottes Athem — hier ist Luft. — Unten muß ich ersticken vor Angst und Wehmuth!"

Josepha warf sich oben sogleich auf die Rasenbank, die sie mit eigenen Händen geschaffen hatte, und barg sich unter den frisch grünen Haselnußzweigen, damit ihre Mutter sie nicht entdecken konnte, wenn sie nach ihr ausschauete. Zufrieden, wie ein Kind, wenn es seinen Willen hat, ruhete das junge Mädchen in der Blätterhülle, durch keinen Gedanken mehr betrübt, von keinem Wunsche mehr bewegt. Nach ihrer Meinung konnte sie hier von keinem Menschen gestört werden, denn der See begrenzte in weitem Bogen diese üppig grünen Terrassen, von vorn und hinter ihr bildete eine breite Vertiefung, angefüllt mit losem Felsgerölle und überwachsen von verkrüppelten Sträuchern, eine natürliche Grenze des Hohenstein'schen und Kleineck'schen Gebietes. Der See und das Dorf gehörte aber zu Hohenstein, also befand sie sich nicht auf dem verbotenen Terrain ihres gefürchteten Feindes.

Wie lange Josepha, eine Nähterei in der lässigen Hand, so geträumt hatte und wie lange sie noch so geträumt haben würde, das läßt sich nicht bestimmen,

aber sie wurde durch ein Geräusch von rollendem Gestein dermaßen erschreckt, daß sie sich in einer Anwandlung von Furcht noch tiefer in ihre grüne Umhüllung drückte.

Gleich darauf raschelte es neben ihr und als sie furchtsam den Blick emporhob, da sah sie den Mann, welchen sie am allerwenigsten zu begegnen wünschte, dicht vor sich stehen, Heiterkeit in allen Mienen und Frohsinn in den großen, schönen, braunen Augen. Beide sahen sich eine kleine Weile stumm und unverwandt an. Die unerwartete Begegnung trieb eine tiefe, heiße Röthe auf Beider Wangen.

Nun bleibt es freilich ungewiß, welchen Empfindungen dieser Farbenwechsel entsprang. Man erröthet eben so leicht vor Schreck wie vor Verwirrung, eben so schnell vor Zorn, wie vor Freude, vor Verdruß, wie vor Entzücken.

Fräulein Josepha zeigte sich bereit, den Grund ihres Erröthens im Zorne zu suchen, denn sie senkte mit entschieden trotzigem Stolze ihr Augenpaar, ohne Miene zu machen, den jungen Mann zu begrüßen.

Lothar achtete gar nicht auf diese echt weibliche Demonstration. Ein neues Gefühl hatte sein ganzes Wesen in Anspruch genommen. Die Gestalt des zarten, jungen Mädchens vor ihm, unter dem grünen Laubdache der

helle, glänzende Sonnenstrahl, der, im See reflectirend, die ganze Landschaft mysteriös verklärte, die weiche, balsamische Frühlingsluft, das leise, zärtliche Zwitschern der Vögel über ihm — Alles, Alles vereinigte sich, seine Seele wie ein Himmelstraum zu umfluthen und ein Entzücken in ihm zu wecken, woran die hervorgesuchte Würde Josephen's scheitern mußte. Ohne ein Wort zu sprechen, neigte sich Lothar zu ihr nieder, ergriff ihre beiden Hände und führte sie mit bittendem Lächeln ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

Eine Secunde war das junge Mädchen fassungslos und starrte mit Unmuth in diese verführerisch flehenden Augen hinein. Dann erhob sie sich mit Blitzesschnelle und flog wie ein gescheuchtes Reh den rasigen Abhang hinab, ihrem Hause zu, weder einen Blick noch einen Gedanken an den zurückwerfend, der ihr in seiner Traumseligkeit entzückt nachschaute und die Zierlichkeit und Grazie ihrer Bewegungen bewunderte.

Athemlos kam Josepha in der Veranda an und ließ sich, zitternd an allen Gliedern, in einem Winkel nieder. Es währte eine geraume Zeit, ehe sie sich von ihrer Aufregung nur so weit erholt hatte, um einen klaren Gedanken fassen zu können. Glücklicherweise kam Frau Dorsak nicht aus ihrer Molkenstube heraus und die poetische Nachwirkung dieses prosaischen Davonlau-

fens war der Entschluß, „ihrer Mutter von diesem Abenteuer nicht eine Silbe zu verrathen.“

Warum sie ein Widerstreben in der offenen Kinderseele fühlte, davon zu sprechen, das fragte sie sich nicht. Vielleicht fürchtete sie nur die immerwährende Wiederholung des heißen Erröthens, wenn ihr Gedächtniß zu der Stelle dieses Zusammentreffens zurückkehrte, wo er stumm zu ihr geredet, wo er schweigend zwar, aber eindringlich eine Abbitte geleistet hatte. Auch gegen Emmy, die am Nachmittage zu ihr herabkam, erwähnte sie nichts. Als sie aber gegen Abend auf die Bitte der Freundin sang, da horchte die Freundin sowohl wie die Mutter verwunderungsvoll auf die süßen, weichen, sehnsüchtigen Töne, die dem lieblichen Kinde unbewußt von den Lippen quollen.

Emmy, praktisch und besonnen, wie Niemand in der Welt, dachte sogleich an die Undine. „Sie hat eine Seele bekommen“, sagte sie sich heimlich. „Gott gebe, daß es zu ihrem Heile ist!“ Laut aber scherzte sie mit Josephen und sagte beim Abschiednehmen:

„Also Du kommst nie wieder oben hinauf, mein Herzblatt, mein Feenkind?“

„Nie — nie wieder!“ betheuerte Josepha mit Feierlichkeit, indem sie ihr das Geleite bis vor der Veranda gab.

Hier traf sie auf einen Mann, den sie an seiner Livree als den Diener des Herrn Engelbrecht Maltmann erkannte, welcher schon öfters ihren Weg durchkreuzt hatte.

Es war augenscheinlich, daß dieser Mann schon länger hier gestanden und jedenfalls dem Gesange Josephen's gelauscht hatte. Er grüßte die jungen Mädchen ehrerbietig und schritt langsam und bedächtig das Dorf hinauf zu der Wohnung seines Herrn.

Hier erst, dicht vor der Thüre des Zimmers, worin Maltmann, gefoltert von seiner ewigen Unruhe der Erwartung, saß, stand er, sich bedenkend, still.

Was sollte er thun? Was nützte es, daß er Nachforschungen über eine Frau anstellte, die durchaus keinen Einfluß mehr auf das fernere Schicksal seines Herrn haben konnte? Ja, wenn er gewußt hätte, ob sich derselbe von der Gewißheit, in Frau Dorsak eine Theilnehmerin früherer Freuden erkennen zu müssen, wie ein Dachs aus seinem Verstecke aufscheuchen ließe, so wäre es ihm bequem gewesen, ihn in Kenntniß von dem zu setzen, was er erfahren hatte. Er hielt es für eine halb wahnwitzige Idee von seinem Herrn, in dieser Einöde auf königliche Entschließungen zu harren, während es vielleicht nur einer einzigen persönlichen Berührung bedurfte, um die Zerwürfnisse zwischen den Behörden und Maltmann zu

schlichten. Er fand die hochgespannte Eitelkeit seines Herrn nachgerade lächerlich, weil sie ihn zu geniren begann, und er überlegte also nicht ohne Grund, ob er die Mittheilungen, und wie er sie machen sollte, um ein Resultat zu seinem Nutzen zu erzielen.

Daß Frau Dorsak, die er noch nie in der Nähe gesehen hatte, mit der Familie der Frau Finanzräthin Bendler in Verwandtschaft stehen mußte oder daß Josepha nicht die Tochter der Frau Dorsak, sondern die Tochter der Finanzräthin sein könnte, der Gedanke war ihm bei dem Gesange des jungen Mädchens, den er eben belauscht, nahe getreten. Es war unmöglich, daß ein Wesen nach zwanzig Jahren so täuschend an Jemand erinnern konnte, wenn nicht geistige Beziehungen stattgefunden hatten. Der alte Diener hatte die Finanzräthin oftmals singen hören, und es war ihm wie die wehmüthige Poesie eines Kirchenliedes in die Seele gedrungen, als er Josephen's Gesang hörte. Genau dieselbe Stimme — genau dieselbe Manier!

Dazu ihre Aehnlichkeit, die freilich erst dann frappant hervortreten konnte, wenn Josepha etwas kräftiger entwickelt war.

Von seiner Wirthin hatte er nichts erfahren können, was Licht über das Herkommen der Frau Dorsak brachte. Sie wohnte schon zu lange im Dorfe, als daß

man sich darüber den Kopf zerbrechen sollte, wo sie früher gewesen sei.

Hätte der alte Diener nähere Erkundigungen über ihre Kinder eingezogen, hätte er erfahren, daß sie noch einen Sohn habe, daß dieser Sohn Vincent heiße, ja dann, dann wäre ihm ein volles, helles Licht aufgegangen.

So aber zögerte er, seinem Herrn von den zutreffenden Zufälligkeiten Nachricht zu geben, und als er endlich die Thür öffnete und den fragenden Blicken desselben begegnete, da sagte er nur ganz beiläufig und achselzuckend:

„Gnädiger Herr, ich habe nichts weiter über Frau Dorsak erforschen können, als daß sie immer hier im Dorfe gewohnt hat, daß es eine fleißige Frau ist, die sich mit Niemanden einläßt, und daß sie außer ihrem aparten Wesen auch gelehrt ist und Musik treibt. Die Tochter singt sehr hübsch, das habe ich eben selbst gehört.“

Maltmann hatte sinnend zugehört. Jetzt fuhr er lebhaft auf.

„Und die Tochter sieht aus, wie die Bendler“, sagtest Du?“

„Ja, aber alles Andere trifft nicht zu. Es ist purer Zufall!“

Maltmann schien zufriedengestellt zu sein.

„Bringe mir Licht und Thee!“ sagte er mit gleichgültigem Tone.

Georg ging dies zu besorgen, und Maltmann stellte sich wieder mit untergeschlagenen Armen ans Fenster. Sein ruheloser Geist machte ihn empfänglich für jedes Geheimniß. Hätte er erfahren, es sei die Finanzräthin Bendler, die hier im Dorfe Ruhe und Vergessenheit ihrer schweren Schicksale gesucht habe, so würde sein Gefühl sich höchstens bis zu einem leichten Bedauern verstiegen haben, daß so viel Liebenswürdigkeit unbewundert habe verblühen müssen.

Jetzt aber, wo ein undurchdringliches Dunkel über einer Sache lagerte, die ihn in Spannung versetzt hatte, jetzt ergriff ihn eine unbezwingliche Lust, sich in dies Dunkel hinein zu stürzen, um die Verwirrung des Augenblickes ausbeuten zu können.

Kaum hatte also Georg, der ahnungslos eine Triebfeder seines Handelns geworden war, das Zimmer wieder verlassen, nachdem er Licht und Thee gehörig geordnet hatte, so griff Maltmann nach einer leichten Kopfbedeckung, warf einen unscheinbaren Rock über und verließ sofort das Haus.

Spähend nach allen Seiten, schlich er die Dorfstraße hinab. Ueberall herrschte Ruhe und Frieden. Einzelne

Fenster waren erleuchtet und zeigten an, daß die Bewohner der Häuser noch wach waren, die meisten aber bewiesen die Mode des frühen Zubettegehens.

Maltmann, der nun beinahe ein Jahr im Dorfe wohnte, war noch niemals so spät die Straße hinabgegangen und sein Herz klopfte ihm daher, als stände er im Begriffe, eine Sünde zu begehen. Ungehindert kam er beim Meierhofe an, dessen helle Fenster weit hin durch die Luft glänzten.

Leise schlich er unter den Fenstern umher. Leider lagen sie zu hoch, um hineinsehen zu können. Ungeduld stärkte endlich seinen Entschluß, und er trat schnell zur Hausthüre, um ohne Weiters einen Angriff zu wagen.

Die Thüre war verschlossen! Beschämt wich er zurück, als sich unmittelbar darnach leichte Schritte der Thüre näherten und dieselbe geöffnet wurde. Ihm war jetzt erst klar geworden, in welche schiefe Stellung er durch seine ungebührliche Neugier kommen konnte.

Was ihm Tags zuvor gar keine Scrupel verursacht hatte, das gewann in der Voraussicht eines Geheimnisses eine beklemmende Wichtigkeit. Leider konnte er nicht wieder zurücktreten, denn Frau Dorsak selbst war es, die ihm die Thüre öffnete, und ihn mit allen Zeichen großer Ueberraschung einzutreten bat.

Das Licht, welches sie in der Hand trug, beleuchtete

voll ihr Gesicht, und machte es Maltmann möglich, jeden Zug desselben prüfen zu können, bevor dieser Lichtschein entfernt war. Nein! diese Frau glich der Dame nicht, die er unter glänzenden Verhältnissen gekannt, die er einst bewundert, die er leichtsinnig geliebt hatte.

Ein feines Lächeln voll Verbindlichkeit war die Frucht seiner scharfen Beobachtung, und er hatte sich vollkommen in seiner Gewalt, als er das Gespräch mit Unbefangenheit einleitete:

„Verzeihen Sie es einem alten Exaltado, liebe Frau, daß er nicht Ruhe hat, ehe er nicht die junge Sängerin von Angesicht zu Angesicht schauet, die ihn gestern entzückte!“

Frau Dorsak runzelte die Stirn. Eine heftige Entgegnung schwebte auf ihren Lippen. Aber sie bedachte zur rechten Zeit, daß sie eine Rolle spielen müsse.

„Treten Sie ein, Herr Maltmann!“ sprach sie mit ironischer Betonung des Namens.

„Josepha wird Ihnen sehr gern etwas vorsingen, aber ich muß bevorworten, daß Sie ihr junges Herz nicht mit phantastischen Bildern füllen. Meine Tochter wird niemals eine Sängerin — das merken Sie sich!“

Maltmann verbeugte sich und machte eine Geberde, welche der Dame des Hauses andeuten sollte, daß er ihr

den Vortritt gestatte. Frau Dorsak neigte leicht den Kopf und ging rasch voraus.

„Sie hat in der Welt gelebt!" dachte Maltmann, triumphirend den Erfolg seiner listigen Prüfung beobachtend. „Eine Bäuerin würde mit vielen Knixen mein Vorausgehen erzwungen haben. Ich will bald dahinter kommen, wo sie die Weltroutine her hat, denn sie scheint sorglos meinen Besuch als eine Huldigung ihrer Tochter zu betrachten."

Herr Maltmann irrte sich aber gewaltig in seiner eitlen Voraussetzung. Frau Dorsak war besser auf ihrer Hut, als er ahnen konnte. Sie hatte von ihrer Tochter erfahren, daß der alte Georg vor der Veranda gestanden und auf den Abschiedsgesang, den sie Emmy gewidmet, gehorcht habe. Zufällig war dies Lied dasselbe gewesen, welches sie selber Tags zuvor nach dem Besuche Maltmann's in wehmüthiger Stimmung hervorgesucht und recitirt hatte. Dies Lied hatte eine Bedeutung für Maltmann, denn er hatte es für die Finanzräthin Bendler componirt. Sie mußte erwarten, daß der alte Georg es erkannt habe, und sie ließ diese Befürchtung zur Richtschnur ihrer ferneren Handlungen werden.

Mit der Miene der Arglosigkeit rief sie Josephen, die, auf's Höchste verwundert, den späten Gast eintreten sah, aus dem Nebenzimmer und stellte sie Maltmann vor.

Ohne ihm Zeit zu lassen, seine exaltirten Tiraden anzubringen, sprach sie, ruhig zu ihrer Tochter gewendet:

„Herr Ma'tmann hat Dich im Walde trillern hören und glaubt Dich im Besitze einer Stimme, die die Welt in Allarm zu setzen vermöge. Singe ihm doch einige Sachen, damit er zur Einsicht kommt, daß Waldgesang nicht für den Salon paßt."

Josepha blickte zuerst ihre Mutter erstaunt an, dann verstand sie ihren ermunternden Blick. Mit der ganzen Schelmerei ihres Wesens klatschte sie übermüthig in die Hände, lief zurück in's Nebenzimmer, setzte sich an das Clavier und begann eines jener frischen, jauchzenden Jodellieder, die damals en vogue waren.

Sichtlich getäuscht in seinen Erwartungen, aber angezogen von dem reizenden Organe des Mädchens, hörte Maltmann diese Produktion der naiven Laune an.

„Sehr hübsch!" sagte er gedehnt, als Josepha mit jenen Kehllauten, die nur von Natur und nicht von Kunst sprechen, das Echo der Berge nachahmte. „Sehr hübsch, aber Sie verderben sich Ihre Stimme damit, liebes Kind!"

„Nein," dachte er, „die Stimme erinnert mich nicht an jene Frau, welche den Gipfel des kunstgemäßen Gesanges erreicht hatte. Prüfen wir einmal das Gesicht-

chen näher, das den alten Georg zu seinen albernen Illusionen verführt hat."

Er erhob sich und näherte sich mit so unzweideutiger Eile dem Instrumente, woran Josepha noch saß, daß Frau Dorsak merken mußte, er verfolge systematisch eine Spur. Sein Eifer gab ihr Veranlassung, sein Vorhaben zu vereiteln.

Sie winkte Josephen, und als Maltmann beim Claviere anlangte, da war das junge Mädchen durch eine im Hintergrunde befindliche Tapetenthür entschlüpft.

Maltmann stand ziemlich verblüfft und sah auf den leeren Platz.

„Sie ist scheu und flüchtig wie ein Vogel," entschuldigte Frau Dorsak. „Sie wird aber wieder kommen." Daß sie bei diesen Worten ein Spottlächeln nicht ganz unterdrücken konnte, gewahrte leider der feine Maltmann nicht. Er ließ sich irre machen und ging mit großer Leutseligkeit und Herablassung auf das Gespräch ein, welches Frau Dorsak in steigender Sicherheit mit der Frage begann:

„Ob Herr Maltmann Willens sei, sich im Dorfe anzukaufen?"

Maltmann, durch diese naive Frage belustigt, wiederholte sie zwei Male, bevor er unter hochmüthigem

Gelächter antwortete, daß er daran noch nie gedacht habe.

„Entschuldigen Sie," erwiderte mit schlauer Gleichgültigkeit Frau Dorsak, die nun auch einen Plan zu verfolgen Lust empfand. „Ich glaubte, Sie reflectirten auf das Gehöft, worin Sie wohnen."

„Nein, gute Frau", entgegnete Maltmann geringschätzend. „Ich erwarte jeden Tag von meinem Könige und Herrn abgerufen zu werden."

„Sie sind also Staatsbeamter?" fragte die Frau, Erstaunen heuchelnd. „Weßhalb haben Sie sich denn hier ein Asyl gesucht? Sind Sie in Ungnade gefallen?"

Eine leichte Röthe färbte Maltmann's feines Gesicht. Seine Eitelkeit hatte ihn verführt zu viel zu sagen und er konnte füglich, ohne Selbstverdächtigung zu riskiren, nicht zurück.

Was wagte er denn auch, wenn er dieser Frau, die zwar philosophische Floskeln im Munde führte, aber sonst in sehr untergeordneten Verhältnissen lebte, Blicke in das Staatsleben gestattete, das für sie ein hohes, unerreichbares Terrain war? Seine Natur drängte ihn gewissermaßen zum Reden, nachdem er so lange schweigend sein unverdientes Schicksal getragen hatte. Die hellen, klugen Augen der Frau Dorsak versprachen ihm eine Zuhörerin, die verständig seinen Darlegungen zu folgen

im Stande war, dazu kam noch, daß er, wie alle geistig eitle Männer, gern mit untergeordneten Geistern verkehrte, die ihn staunend als eine Größe betrachteten und ihm keinen Widerspruch zu bieten wagten, wenn sie wirklich anderer Meinung waren. Genug, er erwiderte nach kurzem Ueberlegen:

„Man beliebte im Ministerium die Systeme zu wechseln, meine gute Frau, und da ich mit Fug und Recht als das Haupt der herrschenden Partei zu betrachten war, so mußte ich dem Ministerium mit Eclat imponiren. Ich lehnte jede Vermittlung ab, und gab mein Demissionsgesuch ein. Man weigerte sich mich zu entlassen und bewilligte mir nur einen Urlaub, weil man im Innern überzeugt ist, daß der König dennoch sein Wort einlösen wird, welches er hochsinnig vor fünf Jahren verpfändete! dieser Urlaub läuft in vier Wochen ab und ich hoffe früher noch mit Ehren zurückberufen zu werden, meine liebe Frau!"

Frau Dorsak hörte gespannt zu. Vier Wochen? Was könnte sich nach den eben gemachten Erfahrungen in vier Wochen nicht Alles ereignen? Er mußte fort aus dem Dorfe!

Um jeden Preis mußte dieser Staatsmann aus ihrer Nähe vertrieben werden, ehe er ihr folgereichen Schaden zufügen konnte.

„Wenn man Sie aber nicht zurückberuft, Herr Maltmann?“ fragte sie entschlossen, Maltmann sah sie groß an. „Ja, ja, mein bester Herr! Sie haben nach meiner Einsicht nicht recht gehandelt, bis zum letzten Momente auf etwas zu warten. Sie hätten überhaupt gar nicht gehen sollen. Ein Streiter, der früher das Feld räumt, bevor er total geschlagen ist, ladet sehr leicht den Schein der Feigheit auf sich!“

Maltmann rückte sich ein wenig zurecht und warf verächtlich stolze Blicke auf die Meierin, die sich herausnahm, ihn, den Cavalier, mit ihrer Meinungsverschiedenheit bekannt zu machen.

Frau Dorsak ließ sich aber durch seine Verachtung ausdrückende Blicke gar nicht stören.

Er mußte fort aus dem Dorfe, ehe er dahinter kam, wer sie war.

„Sie verzeihen meine unumwundene Sprache, mein Herr“, fügte sie gleichmüthig hinzu, „aber was Sie Ihrer Frau Gemalin vielleicht nicht geglaubt haben, das werden Sie einer Fremden eher glauben. Ihre Gemalin muß sich ja durch Ihre lange Abwesenheit gekränkt fühlen!“

„Meine Gemalin ist todt!“ berichtete Maltmann, kalt lächelnd, indem er sich von seinem Platze erhob und die Arme über einander schlug.

Frau Dorsak verbarg nur mühsam den leichten Schreck, den ihr diese Nachricht verursachte.

„Und Ihre Kinder?“ fragte sie selbstvergessen.

„Meine Töchter sind todt!“ sprach er, eben so kalt lächelnd. „Ich stehe allein in der Welt, nur für die Interessen des Volkes lebend, dem ich mein Herz, meine Seele und meine ganze Wissenskraft geweihet habe!“

„Das klingt sehr gut!“ entgegnete Frau Dorsak gutmüthig. „Aber durch diesen Eifer haben Sie sich gewiß geschadet. Man wird, man muß ja mißtrauisch gegen einen Staatsbeamten werden, der um die Gunst des Volkes wirbt! Sie verderben sich Ihre Carriere. Gehen Sie schleunigst nach der Residenz zurück — ich rathe es Ihnen!“

„Frau, wer sind Sie? rief Maltmann außer aller Fassung. „Woraus schöpfen Sie Ihre Bildung? Woher kommen Ihnen diese Ansichten? Wer sind Sie? Reden Sie — entdecken Sie sich mir!“

Frau Dorsak lächelte mit gut gelungener Treuherzigkeit. „Ich bin die Meierin von Idalium, mein Herr, weiter nichts! Denken Sie denn, daß man vergeblich eine so belehrende Zeit, wie sie uns das neue Jahrhundert brachte, durchlebt hat?“

„Ja, Sie haben Recht, Madame!“ rief Maltmann exaltirt. „Die französische Entwicklungsperiode

sollte wohl unsere Lehrmeisterin sein, das aber macht man mir eben zum Vorwurfe, daß ich Belehrungen von den Franzosen angenommen habe. Ich will Reformen der Monarchien!"

Frau Dorsak legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm. Heißt das wohl nicht besser „ich will Abschaffung der Königsmacht?"

„Und wenn ich dies auch zugäbe?" fragte Maltmann, seine kleine Figur herausfordernd emporrichtend. „Haben wir Preußen nicht den Versicherungen unbedingt getrauet, die uns in dem feierlichen Momente der Volkserhebung vom Könige gegeben wurden? die Temperatur der königlichen Politik scheint aber zu wechseln. Das Volk muß also erinnern an die Versprechungen, die geleistet wurden!"

„Gut! Erinnern Sie daran! Aber bedenken Sie den matten Erfolg, den ein entlassener Staatsbeamter erzielt! Gehen Sie in Ihr Amt zurück und wirken Sie klug, fein und weise für Ihre schönen Ideen!" sprach Frau Dorsak mit einem Anfluge von Begeisterung.

Maltmaun sah die Frau fest an. „Madame, Sie haben nicht immer in dieser Umgebung und in diesen Verhältnissen gelebt!"

„Doch, doch, mein Herr! Ein halbes Menschenalter hindurch setzte ich keinen Fuß über die Grenzen

dieser Bergketten hinaus!" rief sie, eilig ihre Selbstvergessenheit gut machend.

Maltmann blickte vor sich nieder. Er überlegte, ob er nicht einen Angriff auf ihr Geheimniß wagen sollte. Es kam ihm nur zu lächerlich vor, in dieser mit Zwillich bekleideten Frau eine der elegantesten Damen seiner Jugend anerkennen zu sollen. Kopfschüttelnd wies er abermals den Gedanken daran zurück und murmelte nur kaum hörbar die Worte:

„Sonderbar — bei Gott, sehr, sehr sonderbar! Ist es eine Gottesschickung, daß diese Frau, wie inspirirt von oben, mir ihren Rath aufdringt?"

Frau Dorsak hielt es für angemessen, dies Selbstgespräch nicht zu beachten. Sie war überhaupt bei weitem schmerzlicher bewegt bei der Erfahrung, von einem ehemaligen Freunde nicht erkannt zu werden, als sie sich selbst eingestehen mochte. Still wartete sie nun ab, was Maltmann beschließen würde, nachdem sie versucht hatte, die Schleier der Täuschung dicht um seine Seele zu hüllen. Aber sie fuhr mit einem Schrei des Schreckens zurück, als er plötzlich laut und kräftig ausrief:

„Gut! Ich will mir Ihren Rath zu Herzen nehmen und will für's Erste nach Hildburghausen gehen, um zu erfahren, ob der Tod der Herzogin Charlotte den König veranlassen wird, dorthin zu kommen!"

Eine Blässe eigener Art hatte das blühende Gesicht der Frau Dorsak dermaßen entstellt, daß Maltmann ganz erstaunt sein Auge auf sie heftete, als sie mit wankender Stimme wiederholte: „Der Tod der Herzogin Charlotte? Sagten Sie nicht so?“

„Beruhigen Sie sich“, sprach er, mit vermehrtem Mißtrauen sie fixirend, „noch lebt diese hohe Frau, die Ihnen vielleicht früher freundlich gewogen gewesen ist! Sie ist nur schwer erkrankt! Wollen Sie mir nicht gestehen, wer Sie sind, Madame, so werde ich es wahrscheinlich in Hildburghausen erfahren, denn, daß Sie todtenbleich bei dieser Nachricht geworden sind, ist mir eine Bestätigung meiner Meinung. Sie kennen die Herzogin?“

„Ja wohl“, entgegnete Frau Dorsak sehr wehmüthig, aber sicher und fest. „Ihro Gnaden hat während der ersten Invasion Napoleon's Zuflucht beim Baron Hohenstein gesucht und hat ihre Milch nirgends lieber getrunken als im Meierhofe am See!“

„So“, entgegnete Maltmann, wiederum irre gemacht, gezogenen Tones.

„Seitdem habe ich die hohe Dame oft wiedergesehen“, fuhr Frau Dorsak fort, und die Stunden werden mir ewig unvergeßlich sein, wo sie hier am Forte-

piano bisweilen ein Lied sang. Und sie ist krank, Herr Maltmann, wirklich lebensgefährlich krank?"

„Den Zeitungen nach ist sie dem Tode nahe, Madame, aber die Gefahr kann übertrieben worden sein", antwortete er mitleidig. Es thut mir leid, Sie unvorsichtigerweise dadurch erschreckt zu haben", fügte er hinzu, seinen Rock zuknöpfend und nach der Mütze greifend.

„Ich hätte es ja doch erfahren, ob einen Tag früher oder später, was macht dies uns?" meinte Frau Dorsak gelassen, indem sie das Licht ergriff, um ihm hinauszuleuchten.

Er verneigte sich höflicher als sonst. „Hätte ich ahnen können, hier im Meierhofe eine so angenehme Zerstreuung zu finden, so würde ich mir das Vergnügen gemacht haben, Sie früher aufzusuchen", sprach er, Abschied nehmend.

Frau Dorsak affectirte ein sorgloses Lächeln, als sie eben so höflich entgegnete:

„Für die Dauer würden Sie sich gelangweilt haben!"

Mit diesen Worten beendeten sie Beide eine Unterhaltung, die sich nur mit Mühe auf der Oberfläche gewöhnlicher Gespräche hatte halten lassen. Maltmann

schritt in die stille Nacht hinaus. Er fühlte sich von den Rathschlägen einer ganz obscuren Person wunderbar erschüttert, weil er dieselben als eine unabsichtlich ausgesprochene Meinung betrachten mußte. Je länger er darüber nachdachte, desto rathsamer erschien es ihm, denselben Folge zu leisten, und als er sein Zimmer wieder betrat, da kam es ihm vor, als hätte er thörichterweise eine ganze Reihe von Wochen verträumt, statt zu handeln.

Flugs rief er seinen Diener herbei und eröffnete dem angenehm überraschten Manne, daß er zu packen habe, weil am nächsten Tage aufgebrochen werden sollte.

„Es war auch nicht länger zum Aushalten hier in den öden Bergen, gnädiger Herr“, erklärte Georg freudestrahlenden Angesichtes. „Wohin dirigiren wir uns?“

„Zuerst nach Hildburghausen“, war Maltmann's Antwort.

„Als Herr Engelbrecht Maltmann?“ fragte Georg naiv. „Oder treten wir wieder als —“

„Still! Hier will ich den Namen nicht genannt wissen, Georg!“ gebot der Herr.

„Es könnte leicht eine Stunde kommen, wo ich mit Beschämung dieser Zeit gedächte, und davon braucht

außer meinem alten treuen Georg Niemand etwas zu wissen!"

Der Diener küßte dem Herrn respectvoll die Hand, welche ihm gütig gereicht wurde, und entfernte sich in der freudigen Gewißheit, bald wieder standesgemäß sein Weißbier in Berlin trinken zu können.

Achtes Capitel.

Wolken der Vergangenheit.

Nicht ganz so friedlich verlief sich der Eindruck der stattgefundenen Unterhaltung im Meierhofe. Frau Dorsak wartete nur die Entfernung ihres unerwünschten Gastes ab, um die Maske zu lösen, die ihr Wesen wie eine Lüge von allen Seiten einschloß. Unruhig durchwanderte sie die beiden Zimmer, die, neben einander belegen, ein hübsches Ensemble bildeten. Sie konnte ihre Fassung durchaus nicht wieder gewinnen und der Sturm, welcher ihre Brust durchwogte, lüftete endlich die Hülle von dieser ruhigen Gestalt, die, ungesehen von Menschenaugen, eine übergroße Last von bitteren Lebenserfahrungen mit sich herumtrug. Sie hatte gehofft, das Schicksal ihres Lebens durch Energie bezwungen zu haben und nun veränderte ein einziger Tag den Schlag ihres stillgewordenen Herzens; nun rissen, wie durch unter rdische Mächte bezwungen, alle Anker, womit sie sich sicher einer ungestörten Ruhe überantworten zu kön-

nen geglaubt. „Warum bricht denn Alles über mich zusammen?" fragte sie sich, leidenschaftlich bewegt ihre Hände ringend. „Wozu sendet Gott neue Unruhe dem Herzen, das endlich aufgehört hatte zu bluten? Soll ich umsonst meinen Geist bezwungen haben? Soll ich dennoch die Schmähungen der Welt auf die Kinder dessen werfen sehen, der der Versuchung des Glanzes erlag? O, mein Vater — mein Vater! Gib mir ein Zeichen, daß ich den Zorn des Himmels nicht verschuldet, daß ich diesen neuen, herben Kampf nicht verdient habe!"

Als erwarte sie wirklich ein übernatürliches Ereigniß vom Himmel, so ergebungsvoll richtete sie ihre Augen in die Wolken des Nachthimmels, die, vom Mondlichte beglänzt, dahinzogen.

Statt des erwarteten und ersehnten Wunders aber umschlang ein weicher zarter Arm ihren Nacken und eine kindliche Stimme flüsterte in ihr Ohr:

„Mutter, was sollte das Alles heißen? Warum mußte ich jodeln? Weßhalb mußte ich fliehen?"

Frau Dorsak wendete sich rasch um und blickte Josephen eine Weile prüfend in's Auge. Konnte sie diesem Kinde die Gründe ihres Handelns schon vertrauen?

Mußte sie es eigentlich nicht, da sie in Gefahr war, die einzige Vertraute auf der weiten Welt durch

den Tod zu verlieren? Niemand als die Herzogin von Hildburghausen kannte ihre Verhältnisse — Niemand, als sie kannte ihre Vergangenheit. Sie hatte Alles vernichtet, was Aufschluß über ihr früheres Leben hätte geben können, weil sie von der Herzogin das Versprechen erhalten, für die weltliche Stellung der Kinder Sorge zu tragen und mit schonender Hand die Wege zu ebnen, die sie später zu betreten nöthig hatten. Rücksichtlich ihres Sohnes hatte sie schon Wort gehalten. Aber, was wurde aus ihm, wenn seine Beschützerin wirklich von der Erde abgerufen werden sollte? Was wurde aus ihm, wenn auch seine Mutter unerwartet sterben sollte? Wenn er dann zu seinem Schrecken fand, daß er, gleich einem verirrten Wanderer in der großen Einöde des Weltbetriebes, allein stand, daß er weder von seiner Abstammung, noch von seinen Existenzmitteln Rede und Antwort geben konnte. Eine Reihe von Jahren hatte sie den Sohn nicht gesehen. Sie waren sich entfremdet. Er lebte in dem Gewühle der preußischen Residenz, vielleicht zum Weltmenschen verflacht und ihr blieb nur ihre Tochter Josepha zur Vertrauten übrig. Wäre Frau Dorsak in ihrer gewöhnlichen Gemüthsverfassung gewesen, so hätte sie nach andern Mitteln zur Vorsorge gesucht, allein sie hatte schon vorher die

Schranken der Selbstbeherrschung durchbrochen, daher antwortete sie lebhaft bewegt:

„O, mein Kind, mein liebes Kind, es stürmt plötzlich um uns und ich weiß nicht, was dieser Sturm vernichten, was er aufdecken kann. Ich muß zu Dir reden, ich muß Deinen Jugendfrieden stören und Dein unversuchtes Gemüth mit Geheimnissen belasten, damit Du Deinem Bruder offenbaren kannst, was er wissen muß, wenn ich früher heimgehen sollte zu meinem himmlischen Vater, als Euer Schicksal sichergestellt ist."

Josepha, die noch niemals so leidenschaftlich ernste Worte von ihrer Mutter gehört hatte, schlang beide Arme um sie und barg erschrocken ihr Gesicht am Busen derselben. Frau Dorsak zog sie sanft zum Sopha hin. Ihr Entschluß stand fest. Sie wollte und mußte den Schleier ihrer Vergangenheit so weit lüften, daß es ihren Kindern späterhin nicht schwer werden konnte, ihre Herkunft zu beweisen, aber mit welchen Schmerzen sie dies erfüllen würde, das empfand sie schon bei dieser Einleitung. Die liebenswürdige, geistige Unruhe, die sie den Männern ihrer frühern Umgebung so gefährlich gemacht hatte, brach nun gewaltsam wieder hervor und aus dem charaktervollen Wesen der berufstüchtigen Frau blitzten die verrätherischen Funken der Phantasie empor.

Josepha fühlte das verwandte Element ihres Naturells auf der Stelle heraus. Sie setzte ihre Einbildungskraft in volle Thätigkeit und erwartete zitternd die weitere Auseinandersetzung ihrer Verhältnisse.

„Es liegt ein Schleier auf meiner Vergangenheit, Josepha, den ich theilweise zu zerreißen mich gedrungen fühle. Es wird Dich überraschen, wenn ich Dir sage, daß wir nicht immer in diesem öden Thale gewohnt haben, daß eigene Schuld und Unglück mich hieher gebannt.“

„Eigene Schuld?“ wiederholte Josepha und heftete, sich schnell emporrichtend, den Blick so innig auf ihre Mutter, daß diese sie küssen mußte.

„Du zweifelst an einer Schuld und ich betrachte dies als den Lohn meiner herben Entsagung, womit ich diese Schuld zu sühnen versuchte. Höre achtsam auf das, was ich Dir sage, mein Kind, und fessele Deine lebhafte Phantasie einige Momente daran. Es wird noth thun, daß Du es Dir einprägst, weil ich meine Enthüllungen für heute noch beschränken will.“

Josepha drückte sich fester an ihre Mutter, als diese fortfuhr:

„Stelle Dir ein großes, alterthümliches, prächtiges Haus vor, das auf einer Anhöhe, von den übrigen Wohnhäusern der Stadt durch einen breiten Strom ge-

trennt, lag, inmitten einer Anzahl ehemalig katholischer Klosterhäuser, die sich um einen ehrwürdigen Dom schaarten. Stelle Dir dies Haus lebhaft vor. Im Innern still und friedlich, geregelt nach ernster Lebensweise, luxuriös und dennoch einfach ausgestattet, ganz dem Stande eines Mannes gemäß, der als Domprobst darin lebte. Dieser Mann war mein Vater. Ich war sein einziges Kind, das Ueberbleibsel aus einer spät geschlossenen glücklichen Ehe. Er lebte nur mir, nur meiner Erziehung und seinem Berufe. Für ihn gab es keine andere Welt als die Welt in seinem Hause und die Erfüllung seiner Pflichten machte seine Freuden aus. Stelle Dir diesen Großvater als das echte Bild eines protestantischen, frommen Geistlichen vor, der die Heiligkeit seines Standes auch im Aeußern repräsentirte."

Josepha hing mit weit geöffneten Augen an den Lippen der Sprechenden. Ein Gefühl der Ehrfurcht und Sehnsucht durchschauerte ihre Brust bei der Schilderung ihres Großvaters. Es war ihr zu Muthe, als hätte sie immer ein solches Bild geliebt. Die Mutter sprach weiter:

„Im Jahre 1795 trat ein glänzender Gast in dies stille, friedliche Haus, meine Josepha, und noch in demselben Jahre führte dieser Gast mich als seine Gattin

fort von Havelberg, fort aus dem alterthümlich prächtigen Hause nach der Residenz Preußens, nach Berlin."

„Mein Vater?" fragte Josepha schüchtern. Frau Dorsak neigte zustimmend ihr Haupt.

„Dein Vater war ein von Gott und vom Schicksale begünstigter und begabter Mann", fuhr sie rascher fort, als thue ihr die Erinnerung sehr wehe. „Sein Leben in der großen Welt, seine glänzende Stellung, seine Verbindung mit den geistreichsten und dabei einflußreichsten Männern, seine Freundschaft mit den angesehensten Gelehrten, mit den berühmtesten Künstlern, führten mich nach und nach in einen Strudel, dem meine unversuchte Tugendkraft nicht gewachsen war. Ich ging beinahe unter, mein liebes, liebes Kind, aber Gottes Finger hob mich, als ich im Sinken war. Die Liebe Deines Vaters machte mich zum Mittelpunkte seiner glänzenden Geselligkeit. Die Erziehung, die ich genossen hatte, unterstützte meine Anlagen, dazu kam die schöne Stimme, welche ich von meiner seligen Mama geerbt, die mein Vater mit besonderer Vorliebe hatte ausbilden lassen — genug, ich war im Stande, den Platz, den mir das Geschick vorbehalten, vollständig auszufüllen, und bald hatte ich für nichts mehr Sinn, als für die Vergnügungen, die mir tagtäglich zu Gebote standen. Aber mit der Vergnügungssucht geht die Eitelkeit stets Hand

in Hand und mit der Eitelkeit wächst der Leichtsinn. Eines Tages trat die Mahnung Gottes in der Gestalt meines ehrwürdigen geliebten Vaters vor mich — ich aber verwarf diese Mahnung im trotzigen Uebermuthe und stieß die Warnungen des Vaters zurück. Er schied im Zorne von mir!"

Frau Dorsak athmete mehrmals sehr tief und rang, sichtlich beklommen, ihre Hände. Josepha, die kaum zu athmen wagte, um nicht eine Silbe von der Enthüllung einer ungeahnten Vergangenheit zu verlieren, glitt geräuschlos neben ihrer Mutter auf's Knie nieder und stützte ihr Gesicht auf dem Schooß derselben. Liebkosend strich die Mutter über den lockigen Scheitel der Tochter hinweg.

„Höre weiter!" sagte sie dann, wieder beruhigt.

„Mein Vater verließ mich im Zorne, weil ich mich seiner Aufforderung „ihm zu folgen und meine Ehe mit dem Manne, den er erst jetzt als unwürdig meines Besitzes erkannt habe, zu trennen", auf das Bestimmteste weigerte, nachzukommen. Ich liebte Deinen Vater und konnte mich mit der Anschauungsweise Deines Großvaters, der nach bürgerlich kleinem Maßstabe sein Urtheil gab, nicht überein erklären. Was Dein Großvater zu verwerfen Ursache fand, bildete gerade den Grundstein meines glänzenden Lebens. Die Verbindung mit

der Gräfin Lichtenau, einer Freundin des Königs, gab gerade unserm Dasein das Lüstre, das ich längst zu lieben begonnen hatte. Mein Vater schied im Zorne! Als hätte sein Vaterschmerz die Wellen des Unheiles, die uns nach Jahresfrist überflutheten, heraufbeschworen, so ungeahnet schnell traf Alles das ein, was er mir vorausgesagt hatte. Der König starb. Sein Tod stürzte die Gräfin Lichtenau und der Sturz der Gräfin begrub unter den Trümmern ihres Glückes Deinen armen Vater. Du warst noch nicht geboren, meine Josepha. Als man Deinen Vater fortschleppte, um ihn in's Gefängniß zu bringen, da fuhr der Schmerz mit solcher Bitterkeit durch meine goldenen Lebensträume, das ich erwachte. Wohin nun? Was wir an Kostbarkeiten, an Mobilien u. dgl. besessen hatten, das fiel den Gläubigern zu, denn es fand sich, daß unser Leichtsinn sich auf vulkanischem Boden angebauet hatte. Wohin mit meinem Knaben, der des Lebens Süßigkeit im Ueberflusse nur allzu stark gekostet? Wohin? Es naheten sich mir Freunde fürchterlicher Art! Schaudernd wendete mein reines Herz sich ab, aber wohin — wohin, mit dem Kinde, das lebte und leben wollte und wohin mit dem Kinde, das in wenigen Wochen zum Leben erwachen würde.

„Zum Vater! rief es in mir. Ich schrieb an meinen Vater und demüthigte mich! Da kam er, nahm mich an seine Brust und sagte: „Du sollst bei mir bleiben, sollst den Namen des Weltmenschen, der im Schlamme groß geworden, ablegen, und sollst den unentweihten Namen Deines Vaters führen. Du sollst todt sein für die, welche mit Dir gepraßt und verschwendet, welche mit Dir Comödien aufgeführt und lästerliche Dinge getrieben haben, Du sollst mein Kind wieder werden und Deine Kinder sollen die Ehre meines Alters sein. Trage in Geduld Deine Schmerzen. — Gott hat es weise gelenkt, daß Du zeitig genug errettet bist — Gott aber ist mein Zeuge, daß mein Fluch Dich und Deine Kinder treffen soll, wenn sich jemals die Saat in ihnen regt, die Du gelegt hast. Heilig sei Dir und Deinen Kindern die Gabe des Gesanges, die von Deiner verklärten Mutter auf Euch übergegangen ist. Heilig soll sie gehalten werden und mein Segen wird dann auf Euch und Euerem Wirken ruhen!“

Frau Dorsak schwieg, erschöpft von der innern Bewegung — Josepha weinte.

„Noch wenige Worte, mein Kind“, begann sie bald wieder: „Das Geschick gönnte mir die Ruhe nicht, die an der Seite meines Vaters in mein Inneres zurückkehrte. Mein Vater erkrankte, als Du acht Monate

zähltest und er starb, noch ehe wir Gefahr ahnten. Sein letztes Wort war eine Mahnung, meinen Schwur zu halten. Ich machte Alles zu Gelde, was mir an Nachlaß zufiel, kaufte durch Vermittlung der Herzogin von Hildburghausen dies Haus und zog mit Euch hieher."

Neuntes Capitel.

Falsche Götter.

Am nächsten Tage, kaum daß der Morgen grauete, eilte Georg, der treue Diener Maltmann's, mit fröhlicher Geschäftigkeit eine kleine Kalesche zurecht zu machen, die er im Dorfe aufgetrieben hatte. Es war ein Fuhrwerk, nichts weniger als elegant und bequem, aber nach den damaligen Anforderungen an Reisegelegenheit immer ausreichend genug, um die nächste Poststation zu erreichen, von wo aus man mit standesgemäßer Extrapost weiter zu kommen gedachte.

Frau Dorsak horchte froh überrascht hoch auf, als ihr von den Mägden dies unerwartete Ereigniß mitgetheilt wurde. Diese schnelle Abreise lichtete ihren Horizont wesentlich von den Wolken, die Besorgniß daran aufgethürmt hatten, und sie konnte ein schadenfrohes Lächeln nicht unterdrücken, wenn sie daran dachte, daß es bei dem sanguinischen Maltmann nur weniger Andeu-

tungen bedurft hatte, um ihn aus seiner trägen Ruhe aufzuschrecken.

Hätte sie in die verborgenen Tiefen seiner Seele dringen können, so würde sich diesem schadenfrohen Gefühle ein Erstaunen beigefügt haben, ein Erstaunen über die unermeßliche Beweglichkeit seines Geistes, der sich, selbst im Mannesalter, noch mit Jünglingsunbesonnenheit auf neue Bahnen warf.

Maltmann hatte nichts Geringeres im Sinne, als seine Theorien in Stich zu lassen, um der Vorsehung nun auf andere Weise eine freie, ungehinderte Entwicklung der Lebenswege zu eröffnen, die ihn zu einem Gipfelpunkte zu bringen vermochten.

Und das Geschick zeigte sich bereit, seine neuen, lebhaften Bestrebungen zu unterstützen.

Er näherte sich in seinem bescheidenen Gefährte eben den ersten Häusern des Städtchens, das ihn mit besserm Reisefuhrwerk versehen sollte, als ein Courier im Galopp an ihm vorüberjagte und sich in dem Labyrinthe der kleinen Gassen verlor.

Erst beim Gasthofe, der stattlich am Markte prangte und mit seinen goldenen drei Kronen wie eine Glückssonne strahlte, sah Maltmann diesen Courier wieder, und zwar in der für ihn höchst unangenehmen Bestrebung, seinem Wege hinderlich zu sein.

„Zurück — zurück!“ befahl dieser gallonirte Vorreiter mit einiger Impertinenz, dem armen Pferde, das die Kalesche zog, einen Peitschenhieb versetzend. „Die Passage muß frei sein für Se. Durchlaucht den Prinz von Wittgenstein. Zurück mit der elenden Karote — fahrt zur Seite, Ihr Leute! Se. Durchlaucht kann jeden Augenblick eintreffen!“

Maltmann, der im Bewußtsein seines Standes schon eine herbe Zurechtweisung auf den Lippen gehabt hatte, ließ auf der Stelle halten und winkte dem Vorreiter, näher zu kommen.

Es konnte ihm gar nichts Angenehmeres in der Welt passiren, als ein Zusammentreffen mit diesem allmächtigen, preußischen Beamten hier in wildfremder Umgebung, wo kein Mensch eine Ahnung von der Betriebsamkeit auf der großen Schaubühne der Welt hatte. Hier um eine Audienz bei dem Staatspolizeiminister zu bitten, um das Terrain recognosciren zu können, das er bei seinen veränderten Lebensplänen kennen mußte, dabei wagte er nichts, denn seine Bitte hatte keinen amtlichen Charakter. Aber er mußte sich erst die nöthige Kenntniß zu verschaffen suchen, von welcher Beschaffenheit die Reise des Prinzen war. Deßhalb winkte er dem Courier und fragte ihn mit entschieden vornehmer Manier:

„Seid Ihr in Durchlauchts Diensten?“

Der Vorreiter, ebenfalls im Bewußtsein seines Standes, hatte eine grobe Antwort auf der Zunge, als aber sein Blick in demselben Momente über den Wagen hinstrich, da begegnete er einem so bezeichnenden Geberdenspiele im Gesichte des treuen Georg, daß er höflich den Hut zog und feierlich die Frage bejahete.

„So? Also eine Privatreise?“ forschte Maltmann zufrieden lächelnd weiter.

„Zu Befehl! Haben aber Depeschen aus Berlin erhalten. Müssen eiligst zurück,“ referirte der Mann.

„So? Wer begleitet Durchlaucht?“

„Niemand. Reisen allein.“

„Wird Durchlaucht hier anhalten?“

„Zu Befehl. Haben Frühstück bestellt. Werden Pferde wechseln!“

„Dann werde ich aussteigen Georg“, sprach Maltmann mit der Würde und Herablassung eines vornehmen Mannes. „Besorge mir meine Garderobe. Ich will den Prinzen erwarten und empfangen wie es sich gebührt, da uns der Zufall einmal zusammengeführt hat.“

Es geschah, wie er befohlen hatte. In kurzer Frist stand Herr Engelbrecht Maltmann in eleganter Civiltracht, die Brust mit drei Orden geschmückt, im Vorsaale der Bel-Etage, woselbst Se. Durchlaucht dejeuni-

ren sollte und sah dem heranbrausenden Postzuge entgegen, der ihm den Prinzen von Wittgenstein zuführte.

Von tüchtiger, kundiger Hand gelenkt, standen die sechs Pferde auf einem Ruck still wie angenagelt vor dem Gasthofe zu den drei goldenen Kronen und der Wirth begrüßte in größter Devotion den aussteigenden, leutselig grüßenden Herrn, ihn unter unzähligen Reverenzen die breite, hübsche Treppe hinaufleitend.

Oben stand Herr Engelbrecht Maltmann. Er verneigte sich ehrerbietig.

Der Prinz blickte etwas unsicher auf ihn hin. Diese kleine, elegante Männergestalt kam ihm bekannt vor, ohne daß er sie sogleich richtig zu placiren wußte.

„Ei der Tausend —“ sprach er zögernd — „irre ich mich? Staatsrath Maltmann von Mörs?“

„Durchlaucht gestatten, daß ich unbefugter Weise die Honneurs mache“, entgegnete Maltmann, unbefangen lächelnd. „Der Zufall ließ mich wenige Minuten vor Ihnen hier eintreffen —“

„Vortrefflich lieber Staatsrath“, rief der Prinz, heiter einfallend. „So habe ich Gesellschaft beim Frühstück! Treten wir ein!“ Er schritt rasch in den kleinen Salon, wo in aller Eile ein Frühstücktisch arrangirt war, und überflog das Arrangement mit seinen Augen.

„Schnell", befahl er, als er nur ein Couvert wahrnahm, „schnell, noch ein Couvert für den Staatsrath Maltmann von Mörs! Setzen wir uns indessen. Ich habe verteufelt viel Appetit! Wie geht's Ihnen, Staatsrath? Was sagen Sie zu den albernen Demagogenstreichen? Man hat mich förmlich aus meinem dolce far niente damit aufgesprengt. Mein Bruder, bei dem ich auf Besuch war, lachte darüber, ich aber finde die Geschichte nicht zum Lachen, sondern zum Aergern. Kaum zur Ruhe gekommen, mitten im besten Staatsreformiren tauchen solche Hirngespinnste auf, um unsere Arbeit nach innen zu mehren!" Er unterbrach sich nur um eine Tasse Bouillon auszuschlürfen, Maltmann jedoch benutzte die Pause, um sehr bescheiden einige verwunderungsvolle Fragen über das Thema seiner Rede einzuwerfen.

„Was? Sie wissen noch nicht, daß es in den Köpfen unserer Jugend gährt?" fragte der Prinz sehr erstaunt. „Sie wissen nicht, daß sich unsere Schulknaben einbilden, das Vaterland nach ihrem Willen regieren zu können, weil ihre Brüder, Vettern und Väter es vor fünf Jahren zu befreien eilten? Wo haben Sie denn gesteckt, daß Sie von dem Crawall, der ganz Deutschland zu durchziehen scheint, noch gar nichts gehört haben?"

„Meine Gesundheit forderte ländliche Ruhe und Stille —" schob Maltmann verlegen ein.

Der Minister ließ aus seinen halbzugedrückten Augen einen mißtrauischen Blick über das Gesicht des Staatsrathes schweifen und fuhr, rasch sprechend, fort:

„Man hegt den Verdacht, daß die Lehrer an den Gymnasien, daß die Professoren der Universitäten, daß die Autoren der politischen Blätter ihre Hände mitsammen im Spiele hätten und man spionirt schon nach Denen umher, die als die Quellen des austretenden Stromes anzusehen sind.“ Er hielt inne und ließ wieder einen Blick auf den Staatsrath fallen, der diesem höchst unangenehm war. „Ich weiß, Sie sind politischer Schriftsteller“, fügte er dann hinzu, „Sie werden sich jedoch hoffentlich nie zum Organe von Ideen machen, die der Revolution sehr nahe kommen?“

„Bevor ich Ew. Durchlaucht diese Frage beantworte, muß ich zuvörderst um Angabe dessen bitten, was die Jugend unseres Vaterlandes bezweckt“, sprach Maltmann von Mörs mit ruhiger Würde.

„Das wissen Sie also nicht!“ lachte der Minister huldvoll. „Nun, dann hat es mit Ihrer Schuld daran nichts zu sagen. Es sollte mir auch leid thun. Sie sind tüchtig in Ihrem Berufe und haben uns mit Ihrer Feder schon oftmals genützt. Das werden Sie hoffentlich auch ferner thun.“

Maltmann verbeugte sich, zeigte jedoch eine so sicht-

liche Neugier, mehr von den demagogischen Umtrieben im lieben Vaterlande zu erfahren, daß der Prinz sogleich, lebhaft erzählend, fortfuhr:

„Denken Sie sich, Staatsrath, man hat Briefe aufgefangen, die Grausen erregen könnten, wenn der Briefsteller nicht noch täglich aus seinem Rocke hinauswüchse. Ein gewisser Witt, von Geburt ein holsteinischer Pferdehändler, hat sich das Vergnügen gemacht, ein Gedicht zu fabriciren und es unter dem Titel „die deutsche Jugend an die deutsche Menge“ drucken zu lassen, und zwar mit einem Anhange, worin er die Nothwendigkeit und den Nutzen einer Revolution in Deutschland darstellt. Man würde darüber lachen können, wenn nicht gleichzeitig der Professor Oken in Jena sich zum Vertheidiger dieses Menschen aufgeworfen und die Ideen des Verrückten für beachtungswerth erklärt hätte.“

Maltmann schüttelte ungläubig den Kopf. „Professor Oken ist ein Ehrenmann, Durchlaucht“, sagte er gemessen. Ihm wurde etwas schwül zu Sinne und er fürchtete jeden Augenblick einen Angriff seiner Grundsätze.

„Mag sein, Herr von Mörs“, entgegnete der Minister. „Er muß aber doch fort vom Lehrstuhle, um damit einen Niederschlag in den exaltirten Gemüthern zu bewirken. Sollen wir die sechzehnjährigen Tertianer bestrafen, die in ihrer Dummheit es als eine Kleinigkeit an-

sehen, ein einiges Deutschland unter einem Kaiser durch den Mord sämmtlicher deutscher Fürsten zu gründen? Sollen wir diese Buben überwachen, die acht und dreißig Dolche zu schleifen bereit sind, ihrer wahnwitzigen Idee zu Liebe?

„Nein, wir müssen das Uebel an der Wurzel fassen und die Lehrer strafen, die solchen Thorheiten Vorschub leisten, die durch ihre tolle Begeisterung das bis zum Fanatismus erhitzen, was sie klugerweise dämpfen sollten. Der Umsturz sämmtlicher Throne Deutschlands wird weder durch Mord, noch durch Revolution erzielt werden, darauf gebe ich Ihnen mein Wort! Dergleichen chimärische Theorien vertreten Sie also nicht, Staatsrath?"

„Nein, gnädigster Herr", antwortete Maltmann, freimüthig aufblickend. „Was ich zum Staatenwohle für heilsam erachte, liegt solchen verbrecherischen Absichten fern. Zum Sturze von Verfassungen können nur Schulknaben rathen, aber nicht erfahrene Männer.

„Nicht die Auflösung der ganzen Systeme führt zum Heil, sondern die zeitgemäße Reform. Wir haben in reifern Jahren einen Abscheu gegen gewaltsamen Umsturz und die Revolution Frankreichs lehrt uns auch den instinktmäßigen Widerwillen beachten, aber dagegen ist auch in's Auge zu fassen, daß Dasjenige, was wir jetzt

widernatürlich zu erhalten suchen, eines Tages zum Sturze kommen wird!"

Prinz Wittgenstein strich sich unmuthig über die Stirn. „Sie meinen es im Allgemeinen gut, Staatsrath", erwiderte er kühl. „Etwas weniger für die Volksinteressen könnten Sie exaltirt sein, damit man Sie nicht fälschlicherweise mit den Demagogen zugleich an den Pranger der Oeffentlichkeit stellt. Wo haben Sie bis jetzt gehauset?" schob er schnell fragend dazwischen.

„Am Fuße des Hohensteins, Durchlaucht," antwortete Maltmann arglos.

„Wie? Doch nicht als Gast auf Kleineck bei den Wöllners?" rief der Minister frappirt.

„Nein. Ich lebte, einsam meinen Studien hingegeben, in einem Landhause unfern des See's."

„Ist das Zufall gewesen? Wirklich, reiner Zufall? Nun, bester Herr von Mörs, es gehört wirklich eine so gute Meinung, wie ich sie von Ihnen habe, dazu, um an einen Zufall zu glauben, wo Jedermann eine absichtliche Handlung suchen würde, der Ihre literarischen Thätigkeiten kennt. Fedor von Wöllner ist ja eben einer der Heroen der verbrecherischen Verbindungen — e r ist ja Derjenige, welcher einen unsinnigen Aufruf an achtunddreißig wehrhafte Jünglinge erlassen hat, um die achtunddreißig scharfgeschliffenen Dolche für die T i r a n n e n

des deutschen Vaterlandes in die sichersten Hände zu geben."

„Ich habe nicht die Ehre gehabt diesen heldenmüthigen Jüngling kennen zu lernen", erwiderte Maltmann mit ironischer Artigkeit. „So viel ich weiß, lebt die Familie schon längst in Dresden. Uebrigens ist eine derartige Gesinnung in der That kaum zu begreifen, noch dazu, da die Familie Wöllner selbst Grundbesitz hat!"

„Ja wohl", fiel der Minister lachend ein, und noch dazu, da einer dieser zum Morde reifen Tirannen erst seinen Großvater vom Puder des Mehlsackes befreiet hat! Man sucht den blutdürstigen Knaben, um ihm über die gedachten Ansprüche der deutschen, gekrönten Häupter Vorlesungen zu halten. Haben Sie nichts von dem Burschen gehört in Idalium?"

„Ich habe gar keinen Verkehr mit den Bewohnern der Höhen und der Thäler gesucht", erklärte Maltmann sehr ernst.

„Auch mit der hübschen Frau Dorsak nicht?" fragte lächelnd drohend der Prinz.

„Nein"! rief Maltmann überrascht. „Durchlaucht kennt die Frau Dorsak?"

„Ei, wenn man beim Baron Hohenstein gewesen ist, so verdiente man doch wohl den größten Tadel,

nicht ein Glas Milch aus Frau Dorsak's Milchkammern getrunken zu haben!" scherzte der Prinz.

„Den Tadel habe ich auf mich geladen! Frau Dorsak's Milch hat meine Lippen nicht genetzt," entgegnete im gleichen Tone der Staatsrath.

„Dann haben andere Interessen Sie in den Meierhof geführt?" neckte der Prinz weiter.

„Allerdings," referirte Maltmann. „Ich habe versuchen wollen die Tochter der Frau zur Sängerin ausbilden zu lassen. Leider bin ich mit meinen Vorschlägen entschieden zurück gewiesen."

„Hat die Tochter wirklich Stimme?" fragte der Prinz mit größerer Aufmerksamkeit. „Ihr Sohn sang auch vortrefflich und hat sich dadurch die Gunst der liebenswürdigen Herzogin von Hildburghausen erworben. Kennen Sie ihn?"

„Den Knaben habe ich nicht kennen lernen und nicht singen hören. Es war überhaupt nur Zufall, daß ich Kenntniß von der Familie nahm."

„Den Knaben?" wiederholte der Prinz nachsinnend. „Nun, so sehr Knabe wird er wohl nicht mehr sein. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er schon ein stattlicher Bursche. Früher brachte ich jeden Sommer einige Wochen beim Baron Hohenstein zu. Seitdem der alte Herr aber eine heillose Furcht vor einer

Verschwägerung mit der Familie Wöllner hat, wohnt er nicht mehr dort, sondern reiset mit seinem Enkel in der Welt umher."

Maltmann von Mörs hatte zerstreut zugehört. Ihn beschäftigte der Gedanke an Frau Darsak mehr, als des Baron Hohensteins Sorgen, deßhalb ließ er die letzten Worte des Prinzen unbeantwortet, und fragte plötzlich:

„Was mag der Mann dieser Frau gewesen sein?"

Prinz Wittgenstein sah ihn zuerst groß und verwundert an, dann umspielte ein feines Lächeln seine Lippen.

„Sie meinen Dorsak? Wie kommen Sie zu der Frage? Wahrscheinlich hat er dasselbe Metier betrieben wie seine ehrenwerthe Gattin, und sie setzt das Geschäft mit Umsicht und Eifer fort. Warum fragen Sie danach?"

„Weil mir die Frau gebildeter vorkam, als man es erwarten kann. Sie schien seltsamer Weise von meiner Vergangenheit unterrichtet zu sein —"

„Ei der Tausend! Vielleicht ist der selige Dorsak als Jäger mit dem Baron Hohenstein in der Residenz gewesen und hat dort allerlei gehört. Was war es, was sie wußte?"

„Sie spielte auf ein Jugendabenteuer an, das ich vor zwanzig Jahren hatte."

„Staatsrath — ein Liebesabenteuer?“ rief die Durchlaucht lachend. „Haben Sie jemals excellirt darin? Ich dächte nicht.“

„Das kann ich nicht behaupten,“ erklärte Maltmann, seine kleine Gestalt etwas emporrichtend. „Allein das damalige verlief mit einem Duell,“ fügte er hinzu, sich in die Brust werfend.

„Erzählen Sie doch! das ist drollig, Staatsrath! Konnten Sie denn fechten? Oder ging's los auf Pistolen?“

„Allerdings — auf Pistolen. Mein Gegner war der Finanzrath von Bendler, Durchlaucht.“

„Halt' mal! Helfen Sie erst meinem Gedächtnisse nach. Bendler — Bendler? War der Mann nicht eine Creatur der ci devant Gräfin Lichtenau, späterer Schauspieldirector von Holbein, jetzt schmählich verlassenen Ariadne?“

„Ganz richtig, durchlauchtiger Herr! Bendler hatte eine bildschöne, talentvolle Frau.“

„Auch aus dem Stamme der Gräfin Lichtenau? Sie wissen doch, daß sie aus dem Geschlechte der Trompeter stammte? Vielleicht gehörte die schöne Bendler zum Posaunengeschlechte!“

„Nein! Frau von Bendler stammte aus der Familie eines Geistlichen. Sie war schön wie ein Feen=

kind, aber prüde wie eine Landpflanze. Sie glaubte ihre Tugend in Gefahr, als ich, hingerissen von ihrem göttlichen Gesange, huldigend vor ihr niedersank und ihre Hände küßte. Ihr Hülferuf führte nicht allein ihren Gatten, sondern auch die Gäste herbei, und um das Decorum zu beobachten, schlugen wir uns."

„Ja, ja, ja! Ich erinnere mich, Mörs! Ich erinnere mich!" unterbrach ihn der Prinz boshaft. „Man verfertigte damals eine Carrikatur auf Sie und ließ Sie als Falstaff vor der Dame knieen! Ich erinnere mich! Ganz Berlin war voll davon. Das Bild hing an allen Schaufenstern."

„Erlauben Sie, Durchlaucht," sprach Maltmann eifrig. „Sie irren sich! Sie verwechseln mein Abenteuer mit dem des Commerzienrath Schmidt, des sogenannten „dicken Cupido", der unsers seligen Königs Geschmack theilte und für die Gräfin Lichtenau entbrannt war. Der König überraschte den corpulenten Anbeter seiner Geliebten zu ihren Füßen und soll ihm halb im Zorn und halb im Scherz einen Krückstock des alten Fritz verehrt haben, damit er künftighin ohne fremde Hülfe wieder aufstehen könne, im Falle seine Leidenschaft ihn zu Kniebeugungen verleite. Diesen Vorfall beutete der Witz der Berliner Scribenten aus, und man illustrirte ihn."

Wie Blitzesleuchten hatte die Freude über seine kleine Bosheit, während dieser Berichtigung, das Mienenspiel des feinen Diplomaten durchzuckt. Was er beabsichtigt hatte, war gelungen. Er kannte Maltmann genau genug, um zu wissen, daß dieser kluge, aber eitle Beamte nur so lange sehr schlau war, wie er nicht eifrig und gereizt wurde. Ihm lag daran den Zufall zu benutzen, der ihm einen so brauchbaren Mann in den Weg geworfen hatte. Ihm lag aber auch daran, diesem Beamten nicht merken zu lassen, daß er benutzt werden sollte, also galt es, ihn aufzuregen.

„Excusez, lieber Mörs!“ rief er heiter. „Ja, ja, Sie haben recht — der dicke Schmidt war das Original dieser Carrikatur. Nun? Wie war es mit Ihrem Abenteuer? Hoffentlich endete es mit dem Duelle nicht, sondern ging schließlich in erhörte Liebe über.“

„Mit nichten, Durchlaucht! Die kleine, spröde Schöne verbat sich ein für alle Mal meinen fernern Besuch, stillte jedoch leider das Gerede dadurch nicht, denn die Fama trug es, zu ihrem Kummer, bis zu ihres Vaters Ohren und weckte diesen aus seiner Sorglosigkeit. Es war eine ganz dumme Geschichte, Durchlaucht!“

„Aber interessant, lieber Mörs!“ entgegnete der Minister, sich schnell erhebend.

„Sie müssen mir von diesen Bendler's mehr erzählen! Wie endete der Mann? Mir ist dunkel erinnerlich, als wäre er nach dem Tode unsers hochseligen Herrn cassirt, ist's so? Wissen Sie was, fahren Sie mit mir — ich habe Eile und sterbe fast vor Langweile allein im Wagen. Fahren Sie mit mir und erzählen Sie mir, was Sie Interessantes in jener tollen Zeit erlebt haben!"

Er wendete sich, Gleichgültigkeit heuchelnd, sehr schnell zu seinem Kammerdiener und ließ sich den Mantel umlegen. Dadurch entging ihm der Ausdruck in Maltmann's Mienen, der sich als eine höchst angenehme Ueberraschung erwies, als er sich so unerwartet seinem Ziele näher gerückt fand. Günstiger konnte wahrlich der Zufall nicht spielen, um ihn wieder in die Bahn zu lenken, die er sich selbst in seiner Selbstüberschätzung verschränkt hatte.

Willfährig verbeugte er sich und folgte dem neu gewonnenen Gönner unverzüglich, als dieser hinabging, um seinen Wagen wieder zu besteigen.

Georg nahm seelenvergnügt seinen Platz neben dem Kammerdiener Se. Durchlaucht ein, und so ging es fort im Galopp, einem neuen, noch in Dunkel gehüllten Dasein entgegen.

Wer würde es wohl den beiden höflich kalten Herren angesehen haben, daß sie, um ihrer Partei willen, von einander Gebrauch zu machen gesonnen waren!

Mit der nachlässigsten Miene vereinigten sich hier zwei Staatsmänner, welche ganz verschiedene Zwecke verfolgten, die zu erreichen der Eine die Macht, die zu unterstützen der Andere den Geist hatte. Beide glaubten sich selbst zu nützen, indem sie eine Annäherung versuchten, Sie wußten recht gut, daß sie entgegengesetzter Meinung waren, daß es im Vortheil des Einen lag, die geistigen Bewegungen im Volke zu hemmen, die der Befreiungskrieg hervorgerufen hatte, und daß der Andere ein Streiter für die Nothwendigkeit einer Constitution war, welche die Geistesregsamkeit im Volke zu befördern drohte, aber ihr persönliches Interesse ließ diese Ansichten in den Hintergrund treten und machte sie gleichzeitig blind für die Folgen einer gegenseitigen Verpflichtung.

Herr Maltmann von Mörs hielt sich für selbstständig genug, seinen Weg wieder betreten zu können, wenn er wollte, deßhalb stürzte er sich lächelnd in die Grube, die zu graben der Minister für zweckmäßig hielt. Er hätte berücksichtigen sollen, daß Knoten stets leichter zu schürzen als zu lösen sind.

Zehntes Capitel.

Alte Geschichten.

Kaum hatte sich die schwerfällige Carosse des Prinzen in die gehörige Schwingung gesetzt, so rückte sich dieser behaglich zurecht und sprach in ermunternd leutseligem Tone:

„Jetzt erzählen Sie mir nur zuerst die Lebensgeschichte Ihres Freundes Bendler, mein lieber Staatsrath, nachher kommen wir wohl von selbst auf andere Sachen, die uns ebenfalls nahe liegen und unser Interesse in Anspruch nehmen, wenn auch nicht auf so angenehme Weise, wie dies Thema. Herr Bendler gehörte wahrscheinlich zu jenen männlichen Wesen, die, wie die Pfannkuchen im Fasching, in's Fett hineingeworfen wurden, um gar zu werden und dann schön aufgepustet wieder zum Vorschein kamen, um im Geschäftsleben ihre Rollen zu übernehmen. Diese Wichte stellten sich damals sofort mit dem Adel in Reih und Glied, ohne daß irgend ein anderer Mensch wie des Königs Kämmerer,

der famose Rietz, etwas davon wußte, wo eigentlich der Adel hergekommen war. Es war eine schauderhafte Wirthschaft zur damaligen Zeit. Gottlob, daß unser Monarch ohne Rücksicht auf seine Pietät gegen den Verstorbenen dazwischen fuhr. Nicht wahr, Bendler hatte auch weiter kein Verdienst, als daß er ein schöner Mann war?"

Maltmann zuckte die Achseln und lächelte.

„Nun ja — da haben wir ja die Bescherung!" fuhr der Prinz, verächtlich lachend, fort.

„Der schöne Mann hatte Gnade vor den Augen der Gräfin Lichtenau gefunden und mußte deßhalb befördert werden? Nun begreife ich nur nicht, wie er zu einer schönen Frau gekommen ist?"

„Bei diesem Verhältnisse war Liebe im Spiele", fiel Maltmann sehr schnell ein.

„Er brachte sich die Frau mit von einer Geschäftsreise und lebte mit ihr mehrere Jahre ziemlich zurückgezogen, bis endlich die Gräfin Lichtenau eines Tages das Talent der jungen, schönen Frau entdeckte und es zu ihren musikalischen Soireen verwendete."

„A — so? Sie lernte Comödie spielen auf dem prächtigen Liebhabertheater der Lichtenau? So — so! Dann wird es aber mit ihrer Tugend eben nichts auf sich gehabt haben?"

Maltmann hob schnell den Blick und heftete ihn eigenthümlich an des Prinzen Gesicht, als er antwortete: „Wenn die Freundschaft der Herzogin von Hildburghausen vielleicht Bürgschaft für diese problematische Tugend leistete?"

„Wie verstehe ich das?" fragte der Prinz frappirt. „Der Name hat einen guten Klang!"

„So nehmen Sie ihn als Garantie für den bestrittenen Werth dieser Frau Bendler."

„Ei der Tausend! Ich senke die Waffen vor dieser Garantie. Drollig, daß ich nie von dieser Freundschaft gehört habe!"

„Ganz natürlich, Durchlaucht — es war zu einer Zeit, wo sie sich nicht für dergleichen Dinge interessirten!" sprach Maltmann, bedeutungsvoll lächelnd.

„Und die Geschichte mit dem Vater Ihrer Tugendheldin, wie war die?" fragte der Prinz eilig.

„Was ich davon weiß, gehört mehr dem on dit an, als meiner eigenen Erfahrung, gnädiger Herr. Von den Festen, die die Gräfin Lichtenau in ihrem Palais gegeben hat, habe ich nur gehört. Ich bin niemals dabei gewesen und bedauere dies auch keineswegs, obwohl diese Soireen zu den brillantesten und geistvollsten Zirkeln Berlins gehört haben sollen."

„Theilweise, lieber Mörs, theilweise! Es war ein Mischmasch von albernen und klugen, von kriechenden und aufgeblasenen Leuten, eine Melange von Juden und Christen, Künstlern, Beamten und Gelehrten, die ihr sort zu machen suchten. Was an königlichen Gästen nebst Gefolge da war, wurde nur durch den väterlichen Befehl dazu gebracht. Wahrhaftig, es kann keine abscheulichere Wirthschaft gedacht werden, als die unseres damaligen Hofes. Man denke sich nur unsern edlen König mit seiner herrlichen Louise inmitten der Gäste einer Person, die sich schamlos und frech ihrer Erhebung aus der niedrigsten Volksschichte rühmte und mit ihrer verbrecherischen Liebe zum dicken König Prunk trieb. Es graust Einem, wenn man der Demüthigungen gedenkt, die des Königs Befehl über seine eigenen rechtmäßigen Kinder verhängte!“

„Bei einem derartigen Feste war es, wo Frau von Bendler die Versammlung durch ihren Gesang sowohl, als durch ihre Schönheit entzückte“, fuhr Maltmann fort. „Ihr Söhndchen, ein kleines Genie von Geburt, begabt von der Natur wie selten ein Kind, musikalisch, bildsam — genug, eines jener Wunderkinder, die dazumal Mode wurden, hatte die Rolle eines kleinen Amor singen und spielen müssen. Sein Erscheinen war jubelnd begrüßt worden, und nachdem er seine Aufgabe wahrhaft

genial gelöst hatte, war der Jubel bis zum Paroxismus gestiegen. Man verlangte stürmisch den fünfjährigen Knaben, der nur nothdürftig mit Tricots versehen worden war, um die classische Schönheit seiner jugendlichen Glieder nicht zu verhüllen, in seinem Amorscostüme in der Gesellschaft zu sehen. Zuerst soll sich Frau von Bendler diesem Verlangen widersetzt haben, dann aber mag die Eitelkeit der Mutter die Scrupeln ihres Gewissens beseitigt haben, genug — Amor erschien an der Hand einer jungen Jüdin, seiner gelegentlichen Lehrmeisterin, im Salon, und ließ sich von allen schönen Frauen und Mädchen küssen. Die junge Rahel, von dem Weihrauche, der für sie abfiel, ganz berauscht, soll endlich den Knaben zurückgeführt haben und dadurch unbeachtete Zeugin eines ergreifenden Auftrittes hinter den Coulissen geworden sein."

„Richtig — richtig — mir taucht eine Erinnerung auf —" fiel der Prinz ein. „Das wäre also die Bendler gewesen, die ihrem Vater logisch bewiesen haben soll, daß jeder Lebensgenuß erlaubt sei, so lange er sich in den Grenzen der Tugend bewege? Erzählen Sie weiter, lieber Mörs!"

„Mademoiselle Rahel", so sagt man, habe sich der Thür des Garderobenzimmers genähert, sei aber plötzlich aus Scheu stehen geblieben, als sie eine laute Män-

nerstimme von dort her klingen gehört. Diese Stimme soll sich in sehr deutlicher Manier gegen die Art und Weise ausgesprochen haben, wie man in dem Sodom und Gomorrah, das man Berlin benenne, seine Amüsements wähle. Die Stimme soll ferner sehr kräftig eine augenblickliche Entfernung aus dem Hause der königlichen Geliebten, die Gottes Zorn schon vernichten werde, verlangt und als eine Bedingung seiner väterlichen Verzeihung den Schwur gefordert haben, sich nie wieder als Comödiantin brauchen zu lassen, weder von königlichen Maitressen, noch selbst von fürstlichen Personen."

„Und diese kräftige Männerstimme gehörte dem Vater der schönen Bendler? Drollig — er konnte sich's doch an drei Fingern abzählen, daß eine Creatur der königlichen Geliebten zu ihren Trabanten gehöre und daß sein Herr Schwiegersohn, als Trabant, nach ihrer Pfeife tanzen müsse."

„Der geistliche Herr scheint von der Carriere seines vornehm auftretenden Schwiegersohnes gar keine Ahnung gehabt zu haben, denn er soll einen wahren Entsetzensschrei ausgestoßen haben, als seine Tochter ihm wahrheitsgemäß erklärt hat, daß die Dankbarkeit ein Bindungsmittel zwischen der Lichtenau und ihr abgebe. Darauf verlangte der Vater energisch die Rückkehr seiner Tochter in's Vaterhaus, weil er ein Freund-

schaftsbündniß mit der Gräfin Lichtenau nie dulden werde. Darauf hat Frau von Bendler denn geantwortet, was Sie vorhin ganz richtig citirten, und sie soll dabei allerdings mehr die Pflichten einer guten Gattin, als eines gehorsamen Kindes vertreten haben. Ihr Vater, der das wahrscheinlich schmerzlich empfunden hat, wurde dadurch veranlaßt, die Unterredung ohne Weiteres abzubrechen und er stand vor der horchenden Mademoiselle Rahel, bevor diese eine Idee davon haben konnte, daß er das Zimmer verlassen werde. Frau von Bendler folgte ihm in großer Aufregung und mit bittendem Tone den Vaternamen flüsternd. Beim Anblicke ihres schönen Knaben, den der Großvater noch nie mit Augen gesehen, kam ihr der unselige Einfall, durch den anerkannten Liebreiz ihres Kindes auf das strenge Gemüth des Vaters wirken zu wollen. Sie trat hastig näher, nahm den kleinen Amor beim Fittich und stellte ihn dem Geistlichen als Enkel vor. Aber, was sie hätte voraussehen können, des zürnenden Vaters Stirn umwölkte sich noch finsterer und er rief mit wahrem Posaunentone: „Wie? Das ist Dein Sohn? Das ist der Enkel eines christlichen Geistlichen? Dieser nackte, heidnische Götterjunge ist mein Enkel? Pfui der Schmach! Pfui der Schande, die Du mir damit zufügst! Gott wird

Dich aber schon zu finden wissen, um Dich zu demüthigen, wenn es Dir Noth thut."

„Das also war die Bendler'sche Tragödie, die damals den Rundweg durch alle Zirkel, selbst durch die Hofzirkel machte", fiel der Prinz auf's Höchste amüsirt ein. „Ja, ja! Ich kenne die Geschichte! Die kleine, schwarze Rahel hatte sie eine Zeit lang zu ihrem Paradepferde gemacht, und ritt sie mit hinreichend theatralischem Aufputz überall vor."

„Allerdings. Von ihr habe ich sie auch gehört, kann also für die Wahrheit nicht bürgen."

„Was that denn Ihre Heldin weiterhin? Spielte und sang sie fort?"

„Ja! Bendler selbst soll über die moralischen Vorhaltungen seines Schwiegervaters ganz außer sich gewesen sein und seine Gattin in ihrem Trotze gegen des Vaters Willen bestärkt haben. Leider währte es kaum ein Jahr und es traf ein, was ihr von demselben verkündet worden war. Gott demüthigte sie!"

„Wie endete sie? Wirkte die Heimsuchung bessernd auf sie oder ging sie unter?"

„So viel mir bekannt geworden ist, holte ihr Vater sie sammt dem Knaben ab, als die Gräfin Lichtenau nach dem Tode ihres geliebten Königs verhaftet, und Bendler, als ihr Vertrauter und Helfers-

helfer, ebenfalls in Untersuchungen aller Art verwickelt wurde. Man vermuthete, und das gewiß nicht mit Unrecht, daß er darum wissen müsse, wo die Gräfin die kostbaren Juwelen gelassen und wo sie die wichtigen Documente bewahrt hätte, die sie sich unrechtmäßiger Weise angeeignet haben sollte. Er erhielt strengen Arrest!

„Diese Beschuldigungen erwiesen sich ja aber späterhin als ziemlich grundlos, weßhalb cassirte man denn den Finanzrath Bendler?“

„Wegen persönlicher Veruntreuungen, Durchlaucht. Als man erst dabei war, seine Briefschaften zu revidiren, da fanden sich so haarsträubende Betrügereien, daß ihm Spandau gewiß wurde. Er zog es deßhalb vor, zu sterben.“

„Was?“ rief der Prinz überrascht. „Selbstmord?“

Maltmann zuckte die Achseln. „Man weiß es nicht! Er war eines Tages todt und man begrub ihn, ohne sich bei der Untersuchung aufzuhalten, woran er gestorben sein könne. Möglich, daß die veränderte Lebensweise den weichlichen Mann getödtet hat. Er soll von Anfang an über die Veränderung seiner Lage außer sich gewesen sein und sichtlich abgenommen haben. Er zeigte stets viel Ehrgefühl — das Grab deckte seine Vergehun-

gen am besten und man vergaß sie am sichersten, wenn sie unenthüllt blieben. Seine Rolle auf der Weltbühne war ausgespielt und was an Lebensglück noch übrig blieb, das reizte seine Lebenslust nicht. Darauf stützten wir damals unsere Vermuthungen des Selbstmordes, wir können aber im Irrthume gewesen sein."

„Lassen wir es dahin gestellt sein, lieber Mörs, wo Gras d'rüber gewachsen ist, da hört menschliche Forschung auf. So viel bleibt gewiß, daß damals das goldene Zeitalter für Parvenü's war, und daß es nie zwei ungleichere Monarchen gegeben hat, als den seligen und den jetzt regierenden König. Ueppigkeit und Verschwendungssucht auf der einen, Einfachheit und Sparsamkeit auf der andern Seite. Das Volk sollte es besser anerkennen, was es beim Wechsel der Thronfolger gewonnen hat."

„Glauben Sie denn, daß das nicht anerkannt, daß unser König nicht verehrt wird?" fragte Maltmann eifrig.

„Nun ja, im Allgemeinen sieht man ein, was für einen gütigen und gerechten Landesvater man an ihm hat. Es wäre nur zu wünschen, daß einzelne Männer vernünftig genug dächten, um ihm endlich Ruhe zu gönnen."

„Würde der König diese Ruhe und den Frieden mit sich selbst nicht gewinnen, wenn er ohne Rückhalt dem Lande die Verfassung gäbe, die er ihm versprochen hat?“

„Glauben Sie doch das nicht! Bellende Hunde sind nie zu stillen, sie bellen aus Lust am eigenen Gekläffe!“

„Der Vergleich ist gewagt, Durchlaucht“, warf Maltmann indignirt ein.

„Sans comparaison, hätte ich sagen sollen“, entgegnete der Minister lächelnd, aber wahr bleibt, was ich ausgesprochen habe. Gehen Sie nur einmal in eine Vorlesung, wie sie der Turnkünstler Jahn in Berlin hält, und Sie werden mir beipflichten, daß solche Anforderungen an Freiheit im Denken und Handeln gar nicht gestellt werden können. Der Mann muß beseitigt werden, das steht fest.“

„Halten Sie denn Jahn für gefährlich?“ fragte Maltmann mit lächelndem Erstaunen.

„Freilich ist er der Ordnung und Ruhe im Lande gefährlich!“

„Diese Ansicht überrascht mich! Es müssen in der Zeit meiner Abwesenheit sonderbare Verwandlungen vorgegangen sein, um einen Mann gefährlich zu machen, der mit der Jugend hüpft, springt und klettert.“

„Ja, und gelegentlich in Ideen über das deutsche Volksthum hinein voltigirt, womit er der Jugend das Gehirn verrückt. Statt seine Stellung, die ihm von Staatswegen gesichert ist, zur körperlichen Veredlung des Volkes zu benutzen, wirft er sich zum Agitator auf, predigt Narrheiten, wiegelt zur Demokratie auf und thut alles Mögliche, um die Landesregierung zu verdächtigen."

„Jahn thut das — Jahn?" rief Maltmann von Mörs. „Ehe ich das nicht mit eigenen Ohren höre, glaube ich's nicht!"

„Gut, gut! Hören Sie nur mit eigenen Ohren — sehen Sie nur mit eigenen Augen! Mir ist sehr damit gedient, wenn Sie mich widerlegen können. Ich autorisire Sie zum Hören und Sehen, lieber Mörs! Machen Sie sich verdient um's Vaterland, wenden Sie Ihre Feder an, um diese Sache unparteiisch zu beleuchten, nachdem Sie sich gehörig informirt haben. Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie es thun wollen —"

Maltmann zögerte, in die dargebotene Hand des Ministers zu schlagen. Im schwebte das Bild „eines gemietheten Vertheidigers der fürstlichen Willkür" vor, der die Gunst früherer Gönner durch veränderte Grundsätze wieder zu erlangen strebt. Sein Blick prüfte das Gesicht des Prinzen sorgfältig, aber er fand nichts, als eine gelassene Güte und ein gemüthliches Wohlwollen

darin ausgeprägt. Was wagte er auch mit diesem Handschlage? Gar nichts, denn er sollte sein Urtheil nach eigener Prüfung geben.

„Es gilt, Durchlaucht!“ sprach er, gemessen seine Rechte mit der Rechten des Ministers vereinend. „Aber Sie haben nur ein unparteiisches Urtheil zu erwarten, auf das weder Ihre Huld, noch sonstige Rücksichten influiren werden.“

„Wer möchte dergleichen wohl verlangen und wünschen bei einer so wichtigen Sache“, antwortete der Prinz ruhig. „Es kommt uns ja nur darauf an, zu wissen, ob dagegen eingeschritten werden muß, oder ob man das Ding gehen lassen kann, bis es sich von selbst erstickt. Ich bin durch Privatdepeschen des Kanzler Hardenberg nach Berlin zurückberufen“, setzte er plötzlich, wie in erwachender Vertraulichkeit hinzu: „Passen Sie auf, Mörs, es stehen wichtige Veränderungen bevor. Mehrere Minister sind auf dem Punkte, ihren Abschied zu nehmen, seit der König erklärt hat, „nicht jede Zeit sei geeignet, Veränderungen in der Landesverfassung einzuführen und Reformen in der Staatsregierung vorzunehmen, und er behalte sich das Recht vor, darüber zu bestimmen nach seinem Gutdünken.“

Maltmann blickte ziemlich bestürzt von der Seite zum Prinzen auf, sagte aber nicht eine Silbe, um den

Fluß der vertraulichen Eröffnungen durch nichts zu hemmen.

„Der König nimmt jede Hindeutung auf die Verzögerung der verheißenen Constitution mißfällig auf und bricht das Gespräch ohne Weiteres verdrießlich ab, wenn sich ein kühner Streiter dafür findet. Man thut unter solchen Umständen am besten, sich der königlichen Laune für den Augenblick zu fügen und nur die nöthigen Vorarbeiten zum Werke im Stillen zu machen. Unterziehen Sie sich immerhin dieser Arbeit, lieber Mörs. Die Hindernisse können schnell verfliegen. Wenn dann der politische Himmel frei ist, so gehen wir muthig an's Werk und fördern mit Einem Schlage, was den Uneingeweiheten eine Herkulesarbeit erscheint."

Maltmann konnte nicht umhin, den Zufall zu segnen, der ihn an diesem Tage dem vielvermögenden Minister in den Weg geworfen zu haben schien, um sein Glück zu begründen. Er war ganz Ohr, als dieser fortfuhr:

„Fürst Hardenberg scheint endlich seine Schwäche zu fühlen — das heißt, seine körperliche Schwäche, mein Lieber. — Er schreibt mir, daß ein Mann, der nicht hören könne, das Staatsruder ferner nicht ohne Hülfe führen dürfe, und daß er, meines collegialischen Beistandes gewiß, mich zu einer wichtigen Besprechung auffor-

dere. Das sage ich Ihnen im Vertrauen, lieber Mörs, im engsten Vertrauen, denn die Eingeständnisse hoher Staatsbeamte von physischen Fehlern sind Geheimnisse, welche nie in's Volk dringen müssen."

Ein eigenthümliches Lächeln, welches beide Männer bei diesen Worten tauschten, zeigte an, daß sie in ihrer Meinung über Fürst Hardenberg's Schwächen einig waren. Sie überließzen sich von da an ziemlich ungenirt dem Austausche ihrer Ideen über dieses Staatsmannes Amtsthätigkeit, und da der Prinz in wachsender Zutraulichkeit seinem Gefährten die Pläne mittheilte, die er selbst für seine Zukunft hegte, die ihn aber dem Geschäftsleben entführen sollten, um sich der königlichen Familie näher zu attachiren, so lösten sich die Schranken der Zurückhaltung in Maltmann's Wesen ganz von selbst. Er verbündete sich gleichsam durch diese Conversation mit einem Manne, dem er, seinen Principien zufolge, eigentlich entgegenstand. Als er späterhin dessen inne wurde, da war es zu spät zu contrecorriren.

„Was wage ich dabei?" monologisirte er auf seinem einsamen Zimmer, das er zur ersten Nachtruhe bezog. „Es kommt freilich darauf an, welche Partei siegen wird. Voraussichtlich die Königspartei und dann entgehe ich durch mein Reiseabenteuer der Verfolgung. Ob aber darauf zu rechnen ist, Anerkennung mit dem

zu finden, was ich übernommen habe, das bleibt fraglich. Auf alle Fälle ist es jedoch stets gewägter sich einem sinkenden, als einem flotten Schiffe anzuvertrauen, also — vorwärts mit gutem Muthe!"

Als ein Sclave seines Ehrgeizes bestieg er am nächsten Morgen die Carosse wieder und der Prinz hatte von nun an leichtes Spiel mit ihm. Es gelang ihm im Verfolg der Reise, ihn für das geheime Polizeikabinet zu engagiren.

Als ein warmer Verehrer der constitutionellen Verfassung hatte er die Residenz verlassen, und als ein devoter Diener der absoluten Monarchie fuhr er an der Seite des Polizeiministers wieder ein. So leicht verändern sich die Ideen, wenn sich das persönliche Interesse hineinmischt!

Eilftes Capitel.

Lehrstunden.

Berlin mit seinen glänzenden Palästen, mit seinen schönen Plätzen, seinen prächtigen und seinen schmalen Straßen — Berlin mit seiner Pracht und mit seinem stillen Elend, das mit Anstand getragen wird, liegt vor unsern Augen und wir sehen im letzten Schimmer eines Maiabends die hohe, schlanke Gestalt eines jungen Mannes die Taubenstraße hinabschreiten, um nach den Linden einzubiegen und dort in einem Hause zu verschwinden, das von königlichen Gunstbezeugungen zu palastähnlicher Pracht erhoben worden war.

Eilig und gewandt, mit der Sicherheit eines Mannes, der sich heimisch auf dem Parquetboden solcher Paläste weiß, stieg der junge Mann die breiten Treppen hinauf und warf seinen Mantelrock nachläßig über die Treppenbalustrade.

Ohne sich aufzuhalten oder eine Meldung nöthig zu finden, trat er dann in ein Vorzimmer und wollte

eben so ungenirt die Thür eines Seitenzimmers öffnen, als ein lautes Gespräch zu seinen Ohren drang, wodurch er sich versucht fühlte, erst die Stimme der Sprechenden zu sondiren, bevor er einträte. Er erkannte sofort die Stimme der Gräfin Steinberg, die mit sanfter Dringlichkeit auf die Besitzerin dieses Hotels, auf die Gräfin von Brandenburg einredete.

Einige Minuten stand der junge Mann nachdenklich vor der Thür, unentschlossen ob er sich wieder entfernen oder ob er bleiben und im Musikzimmer auf die Entfernung der Dame warten solle.

Er entschied sich für das Letztere, öffnete behutsam die Thür und schlüpfte rechts in das Musikzimmer der Gräfin, das nur durch eine Portière von dem ersten Zimmer geschieden war.

Die Damen saßen im Empfangsalon links von dem gewöhnlichen Wohnzimmer und waren augenscheinlich so vertieft in ihr Gespräch, daß sie das Oeffnen der Thür nicht gehört hatten und deßhalb ungestört darin fortfuhren.

Beide Damen lehnten im Divan, beleuchtet vom unsichern Tagesschimmer und von dem sanften Lichte einer großen Astrallampe, die auf einem Tische vor ihnen stand. Trotzdem, daß sie Beide das Alter erreicht hatten, wo die erste Jugend mit ihrem quellenden Reize

in festere und sicherere Formen tritt, waren sie dennoch die lieblichsten Gestalten, voll Adel und Grazie, die man sich denken kann. Sie zählten Beide dreiundzwanzig Jahre und die damalige Mode mit ihren koketten Löckchen auf der Stirn und im Nacken, mit ihren kurzen Rauschärmelchen und ausgeschnittenen Taillen konnte sich gar keine würdigere Repräsentantinnen aussuchen, als diese üppig gebauten Gestalten mit den vollen, weißen Armen, die ganz unbedeckt waren.

Die Gräfin Steinberg trug Trauer. Ihr Gesicht drückte aber durchaus keinen Trübsinn aus, sondern ein verhaltener Muthwille, gepaart mit Schadenfreude, gab ihren Mienen einen dämonischen Reiz.

Ganz dem entgegengesetzt, zeigte sich der Ausdruck im Gesichte der Gräfin Julie von Brandenburg. Sie hatte sich, wie es schien, mit der Ruhe eines Philosophen gewaffnet und nur in ihren Augen, die sie selten ganz erhob, brannte jenes Feuer, das dem Menschenkenner Kunde von der leidenschaftlichen Aufregung eines empörten Herzens gibt

„Ich bewundere Ihre Ruhe, Gräfin Julie,“ sprach Gräfin Steinberg mit der leisen Ueberhebung, die Frauen gegen ihre unverheiratete Bekannte annehmen.

„Wie können Sie sich darüber wundern, liebe

Gräfin?“ entgegnete Julie sehr sicher. „Mich überraschte Ihre Nachricht nicht.“

„Wirklich nicht? Während alle Welt glaubte, in Ihnen die Erwählte des Prinzen Heinrich sehen zu müssen, während dessen ahneten Sie, daß er Prinzeß Sophie Adelheid zur Braut erkiesen würde? Das ist doch kaum denkbar!“

„Warum nicht? Wäre es nicht möglich, daß mir der Prinz Heinrich bei dem vertraulichen Tone zwischen uns sein Geheimniß mitgetheilt hätte?“ fragte Gräfin Julie ruhig.

„A—h! Eine gute Erfindung, wenn uns nicht der Kampf bekannt geworden wäre, den Prinz Heinrich mit seinen bigotten, sittenstrengen Verwandten Ihretwegen gehabt hat.“

„Sie werden impertinent, liebe Freundin!“ erwiderte Julie lächelnd, aber ihr Blick hob sich drohend zu der Steinberg empor.

„Bewahre! Ich bedauere Sie, beste Freundin! Es ist eine Albernheit von dem Fürsten, eine Halbschwester des Königs von Preußen für sein Duodezreich nicht würdig genug zu finden.“

„Ihr Bedauern ist boshaft, Beatrix,“ erwiderte Gräfin Julie mit erheuchelter Freundlichkeit. „Sie gönnen mir dieses creve-coeur, weil ich mich nicht ent-

schließen konnte, die Bewerbung Ihres Bruders anzunehmen."

Gräfin Beatrix sah ihr keck in's Gesicht und lachte ebenfalls so sorglos wie nur möglich.

„Was thut das, weßhalb ich Sie bedauere und wie, meine Theuere! Schelten Sie mich in Ihrer bösen Laune so viel Sie wollen, ich liebe Sie dennoch und mein armer, abgewiesener Bruder ist gleich mir empört über den Widerstand, der Ihr Lebensglück zerstörte."

„Sparen Sie Ihr Bedauern, und erlassen Sie mir die Schilderung von Ihres Bruders Empörung. Es liegt Gift darin verborgen, und ich gebrauche zur Herstellung meiner Seelenruhe dergleichen ätzende Mittel nicht. Sie reden sich übrigens in Thasachen hinein, die aller Wahrscheinlichkeit entbehren, wenn Sie von Kämpfen sprechen, die Prinz Heinrich meinetwegen bestanden hätte."

„Erlauben Sie, Theure, ich kann Ihnen einen Gewährsmann stellen. Baron Hohenstein ist zugegen gewesen und hat als Freund und Rathgeber des Fürsten von Reuß in diesem Congresse mitgewirkt. Er selbst theilte mir mit, was ich Ihnen sagte."

„Wer ist Baron Hohenstein?" fragte Gräfin Julie, verächtlich lächelnd.

„Ein alter Ueberall und Nirgends, ein Freund aller Herrscherhäuser, ein Crösus, ein Eisenkopf, ein Diplo-

mat ersten Wassers und der liebenswürdigste alte Herr auf der ganzen Welt. Den kennen Sie nicht, theure Julie!"

„Nein!" antwortete die Gräfin herb. „Ich verzichte auch gern auf diese Ehre!"

„Weil Baron Hohenstein mir Mittheilungen gemacht hat, die Ihnen unangenehm sind? Das wäre Ihrer großen Seele nicht würdig. Wenn Sie erlauben, präsentire ich Ihnen den Baron beim nächsten Empfangstage?"

„Ich wünsche den Kreis meiner Bekannten nicht zu vergrößern," unterbrach sie die Gräfin, etwas zu hastig für die philosophische Ruhe, die sie zur Schau trug.

„Fürchten Sie keine Betisen von ihm, Theure — der Baron ist ein vollendeter Cavalier! Auch würde sich sein Besuch nur auf die Präsentation beschränken, da er beabsichtigt auf sein Stammgut zu gehen, um Anordnungen in Familienangelegenheiten zu treffen, und sich als Sieger in einem Kampfe mit einer halb wahnsinnigen Liebe seines Enkels Lorbeern ins weiße Haar zu flechten. Der alte Herr wollte seinen edlen Stammbaum nicht durch eine Heirat mit einem der Parvenü's des vorigen Jahrhunderts besudeln lassen —"

„Deßhalb hat er zwei Herzen getrennt?" fiel Julie scharf ein. „Er mag sich vorsehen, daß sich die Lorbeern

nicht in eine Dornenkrone verwandeln. So etwas ist schon dagewesen!"

„Zumeist aber nur in den Iffland'schen Comödien," lachte Beatrix. „Er hat sich übrigens vorgesehen und ist mit seinem Enkel Aegyd nicht eher in's vaterländische Gebiet zurückgekehrt, bis sich Margot Wöllner verheiratet und als Gräfin Toska nach Petersburg begeben hat."

„Ein würdiger Schluß von unglücklicher Liebe," meinte die Gräfin von Brandenburg kalt.

„Wöllner?" wiederholte sie dann, „Margot Wöllner? Aus der Familie unsers frühern Ministers?"

„Nein. Es gibt zwei Wöllner's in Preußen, die bergan gestiegen sind.

„Die Familie lebt doch nicht in Dresden?" fragte Julie mit befremdlicher Hast, indem ein helles Roth ihr feines Gesicht überstürzte.

„A—h! Comtesse Julie scheint Interesse daran zu nehmen!" spottete Beatrix mit Pathos. „Allerdings — die Damen sollen in Dresden leben. Was gilt es — Sie kennen sie. Sie trafen mit ihnen zusammen! Die Familie hat auch Söhne, sogar liebenswürdige Söhne — was gilt die Wette — diese Söhne haben Eindruck auf das Herz der Gräfin Brandenburg gemacht?"

Es lag etwas so Komisches in der Gravität, womit

die Gräfin Steinberg in einer Anwandlung von eifersüchtiger Furcht redete, daß Julie ihren Groll gegen sie vergaß und hellauf lachte.

„Man sollte glauben, Sie bewachten mich mit den Blicken der Eifersucht,“ sagte sie.

„Das thu' ich auch, denn ich hoffe noch immer, Sie als Schwägerin zu umarmen,“ antwortete Beatrix keck. „Da ich jetzt die allergegründetste Hoffnung habe, meine Jugendträume in Erfüllung gehen zu sehen, so möchte ich meinem Bruder auch zum Glücke verhelfen.“

„Sie? Gegründete Hoffnung auf Glück mit dem Trauerflore um den Tod des Gatten?“

„Gerade der Trauerflor gründet mein Glück!“

„O, rufen Sie den Zorn des Geschickes nicht heraus, Beatrix, Ihr Gatte war edel und gut. Schade, daß solche Männer so früh sterben müssen!“

„Ich widerspreche dieser Ansicht nicht, Theuerste, allein wenn man vor der Ehe geliebt hat, und wenn sich nach dem Tode des freundschaftlich verehrten Gatten der Jugendgeliebte mit dem besten Willen zur Gegenliebe nahet —“

„Aegyd?“ flüsterte die Comtesse dazwischen.

Beatrix neigte beistimmend ihr Haupt.

„Es war der Plan unserer Eltern. Von Jugend auf für einander bestimmt, hing sich mein kleines Herz

leidenschaftlich an den ritterlichen Junker Aegyd, bis mir seine fürchterliche Passion für Margot Wöllner hinterbracht wurde. Natürlich ließ ich ihn fallen und erhörte meinen guten Steinberg, aber vergessen habe ich Aegyd nie! Nun habe ich Ihnen Alles gesagt, was Sie wissen sollten, theure Julie! Der Zweck meines Besuches ist erreicht, und ich trage trotz Ihrer Kälte die Hoffnung heim, daß mein Bruder bei erneuerter Werbung nicht ganz so stolz abgewiesen werden würde."

Sie sprang leichtfüßig um den Tisch herum und umarmte die Gräfin Brandenburg, welche ziemlich kühl den Kuß auf ihrer Wange duldete und ganz ruhig sagte:

„Es wäre gescheidt von Ihnen, Geliebteste, keine Hoffnung in Bezug auf Ihren Bruder zu pflegen, und eben so gescheidt wäre es, mir den Baron Hohenstein nicht zu präsentiren. Leben Sie wohl, theure Beatrix!"

Zwölftes Capitel.

Im Glanze des Lebens.

Die Gräfin Julie hatte ihren Gast mit etwas hochmüthiger Haltung aus dem Salon durch das Wohnzimmer bis zur Schwelle des Vorsaales geleitet, war dort artigkeitshalber so lange stehen geblieben, bis die Thüre des Vorsaales hinter der Gräfin Sternberg zufiel, und kehrte dann langsam und sinnend, die Stirne ziemlich demuthsvoll geneigt, wieder zurück.

Da sie unverzüglich in den Salon eintrat, so hielt es der noch immer im Musikzimmer verborgene junge Mann für gut, aus seinem Verstecke hervor zu kommen, um sich nun endlich bemerklich zu machen.

Er durchschritt mit derselben Ungenirtheit, womit er vorhin eingetreten war, den Raum, der beide Zimmer trennte und wollte die unangenehme Stimmung, die sich seiner beim Gespräche der Damen bemächtigt hatte, unter einem heitern Gruße zu verbergen suchen, als ein tiefes,

gewaltsames und krampfhaftes Schluchzen aus dem Salon drang und seine Lippen verschloß.

Bestürzt eilte er vorwärts.

Da lag die stolze, schöne Königstochter, niedergeworfen durch ein fieberhaftes Gefühl von Pein und Leid, vor einem gekreuzigten Jesus, rang die Hände in wildem Schmerz und stützte die Stirne an dem Marmorpiedestal des Crucifixes. Einzelne Worte, die zwischen den bebenden Lippen hervorquollen, gleichsam unbewußt und wie die Seufzer einer gequälten Brust, verriethen, was ihr Inneres so heftig aufgewühlt hatte.

„O, dieser Fluch — dieser Fluch, der auf meiner Geburt ruhet — dieser Makel, der mich neben die Kinder einer Lichtenau stellt — mein Gott, warum ließest Du diesen Frevel zu, der mein Dasein hervorrief, der wie ein tödtlicher Strahl meine Seele durchziehet und sich doch nicht dem Körper tödtlich erweist. Die stolze Stirne verbirgt nicht die Höllenpein, die in mir wüthet! — Es sind Lügen, was die Steinberg vorbrachte — es sind Lügen, denn dies Bündniß mit seiner Cousine war schon längst bestimmt — daß unsere Herzen sich fanden — wer weiß denn das — es sind Lügen — aber daß man solche Lügen aussprechen darf — o, dieser Fluch, der auf mir ruhet! Gibt es denn kein Mittel, diese Qual zu enden — ich erliege — ich erliege! —“

Das Haupt der Gräfin senkte sich in trostloser Trauer tiefer, da umfaßten sie ein paar Arme und richteten sie empor.

Mit einem Schrei fuhr sie in die Höhe, ihr Auge begegnete dem Auge des jungen Mannes, der vor Gemüthsbewegung bleich geworden war, und sie machte sich mit einer stolzen, herrischen Geberde frei.

„Verräther —“ sprach sie eisig kalt, aber ihrer Sinne noch nicht vollständig mächtig. „Verräther — wer erlaubt Ihnen — Sie haben mich belauscht — verlassen Sie mich — soll es dahin kommen, daß ich in meinem Zimmer nicht mehr sicher bin vor Spionen?“

„Julie —“ sprach der junge Mann leise und beschwichtigend. „Gräfin — mir das?“

Die Gräfin deckte plötzlich beide Hände vor's Gesicht.

„O, verzeihen Sie, lieber Dorsak. — Ich hätte daran denken sollen, daß Sie hier sein konnten. Ich bin so aufgeregt — ich wollte Sie nicht beleidigen!“ bat sie dann in ganz verändertem Tone. Sie reichte ihm die Hand, die er leicht küßte. „Mein Freund, mein einziger Freund, mein liebster Freund, seien Sie nachsichtig mit Ihrer armen Julie!“ setzte sie mit weichem Tone hinzu. „Verlassen Sie mich — entschuldigen Sie meinen Zorn-

ausbruch — vergessen Sie Alles, was Sie hier erlebt haben!"

„Das wäre Frevel, solche heilige Augenblicke zu vergessen, wo sich das edelste Gefühl Ihres Wesens mir enthüllte, Gräfin! Ich weiß jetzt den Wechsel Ihrer Stimmung besser als sonst zu würdigen und meine Verehrung für Sie ist gestiegen."

Julie lächelte schwach, aber nicht allein gütig, sondern auch befriedigt.

„Lassen Sie mich jetzt allein, lieber Vincent, späterhin sprechen wir die Sache einmal durch. Singen kann ich heute nicht, auch nicht singen hören — es würde mich tödten — überdies —" sie legte die Hand an die Stirne und holte tief Athem — „überdies will der König kommen — er hat mir sagen lassen, daß er Wichtiges mit mir zu reden habe — also entschuldigen Sie mich — gute Nacht, lieber Freund!"

Vincent nahm mit leichter Verbeugung abermals ihre Hand, führte sie an die Lippen und verabschiedete sich damit.

Kaum hatte er die Schwelle des Salons überschritten, so rief die Gräfin ihm nach:

„Vincent — bitte, eine einzige Frage beantworten Sie mir erst!"

Dorsak trat ihr rasch wieder näher. Sie blickte ihn herzlich freundlich an.

„Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, daß ich Sie vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an so lieb gehabt habe wie meinen Bruder Wilhelm, und daß ich noch mehr Zutrauen zu Ihnen fassen kann, als zu jenem. Nun entsprechen Sie einmal dem Vertrauen, das zwischen uns herrscht und sagen Sie mir ehrlich und unumwunden Ihre Meinung über das, was mich oft unaussprechlich ängstigt und quält."

„Sprechen Sie, Gräfin," beeilte sich Dorsak zu sagen. „Kann ich durch eine redliche Offenherzigkeit Ihre selbstquälerischen Zweifel zerstreuen, so wird es gewiß geschehen. Das Band, welches die Kunst um uns gewunden hat, ist heiligend. Es schließt alle andern irdischen Beziehungen zwischen uns aus, und stellt uns rein seelisch einander gegenüber. Sprechen Sie, Gräfin, ich werde offen antworten."

„Glauben Sie, daß es eine schwere Sünde gegen Gott ist, das Band der Ehe durch Untreue zu brechen?" fragte die Gräfin hastig, „und glauben Sie, daß jede Sünde der Eltern von Gott an den Kindern heimgesucht wird?"

Vincent, der eher des Himmels Einfall als solche Fragen erwartet hatte, blickte sie mit weit geöffneten

Augen an und vergaß über seinen ersten Schrecken eine Antwort zu suchen. Der Gräfin stumme, flehende Geberde mahnte ihn daran.

„Gräfin, welche Frage — wie kommen Sie dazu?“ stammelte er endlich.

„Wie ich dazu komme, Vincent? Sollte dies zu ergründen so schwer sein?“ warf Julie bittern Tones ein. „Meine Stellung zwischen Denen, welchen ich durch Verwandtschaft angehöre, und zwar durch eine Art der Verwandtschaft, die mich in mich selbst erniedrigt —“

„Hören Sie auf,“ unterbrach der junge Mann sie lebhaft. „Was kann das Kind Besseres thun, als durch edles Streben die Saat des Verderbens zu ersticken suchen, die in seiner Herkunft und in seiner Geburt ruhet. Diejenigen, welchen ein Name makellos vererbt ist, können nicht ahnen, welcher Scorpion uns im Busen wüthet; aber Gott weiß es, und Gott kann nicht unversöhnlich die Schuld den Kindern anrechnen, welche zu sühnen trachten, was die Eltern verbrochen.“

„Vielleicht aber, daß Gott eine Sühne anderer Art verlangt —“ zitterte es von der Gräfin Lippen. „Unser Gewissen ist so leicht zu beschwichtigen — wir wenden uns weichlich von den Entbehrungen, die

es bisweilen fordert zur Sühne schwerer Vergehungen, und die Dogmen unserer Religion befördern die Feigherzigkeit und Trägheit unserer Seele. O, ich will ja gern auf die heiligen, süßen Freuden der Erde, ich will ja gern auf Liebe und Ehe verzichten, um Gottes Zorn gerecht zu werden, aber würde ich damit der Menschen Ungerechtigkeit entwaffnen, welche die Sünde der Eltern im Kinde verachtet?"

„Sie sind zu stolz, Gräfin Julie", antwortete Vincent, offen in ihr Auge blickend.

„Ihr königlicher Geist strebt nach Herrschaft, und Sie ringen kühn nach der Stellung, welche Ihres Vaters Blut Ihnen zu garantiren scheint. Sie sehen nach den Sonnen, die über Ihnen stehen und möchten das Schicksal durch leidenschaftliche Demuth mit Ihren hochstrebenden Wünschen zu versöhnen suchen. Sie fühlen aber selbst die Unwahrheit Ihrer Demuth — daher der Zwiespalt in Ihnen — daher die Bußgedanken!"

„Was Sie mir da sagen, Vincent", entgegnete Gräfin Julie traurig, „das dürfte mir kein Anderer sagen."

„Das soll und darf auch kein Anderer, Julie!" rief Vincent lebhaft. „Es ist ein Vorzug der Freundschaft, der mich zu dieser Offenheit autorisirt. Gerade darin liegt die Göttlichkeit der Freundschaftsbande, daß

sie neben der glühenden Verehrung für die Tugenden und Vorzüge der Freundin auch ein offenes Auge für ihre Schwächen haben kann, ohne daß die warme Empfindung seines Herzens dadurch beeinträchtigt wird. Ich bin ihr Freund, Julie. Zwischen uns fiel die Schranke des Standesunterschiedes unter der Ausübung der Kunst, und ich habe Ihnen schon oftmals gesagt, daß sich unsere Seelen nothwendig in den frühesten Kinderjahren schon gleichmäßig gestimmt haben müßten."

„Wie sollte aber dies möglich sein, Vincent? habe ich Sie eben so oft gefragt!"

Dorsak senkte den Blick auf den Fußboden, Unschlüssigkeit wechselte mit der Lust reden zu wollen, sichtlich in seinem schönen, männlichen Gesichte.

„Sie verhehlen mir etwas", sprach die Gräfin, empfindlich zurücktretend.

„Weil das, was ich empfinde, nur wie Schattenbilder einer Laterna magica in mir wogt", antwortete Vincent, hell und freundlich aufblickend. „Hören Sie aber, was mich bewegt. Bisweilen ist es mir, als sähe ich mich im Flügelkleide der Kindheit in diesen Räumen, als wäre neben mir ein kleines, blondes, reizendes Kind, das ich Julie nannte, als verbände mich mit dieser Julie ein Geschwisterband — als führe eine große, schöne Frauengestalt mit gewinnender Freundlichkeit uns Kin=

der zusammen, aber diese Frauengestalt war nicht meine Mutter, sondern sie trat immer nur in mein Leben bei Glanz und Ueppigkeit, beim Saus und Braus der Schwelgerei, bei Gelegenheiten, wo ich nicht Vincent, sondern ein anderes Wesen vorstellte."

„Vincent — Vincent, warum haben Sie mir dies nicht früher gestanden?" rief Gräfin Julie wie elektrisirt von einem Gedanken. „Das waren die Soireen bei der Gräfin Lichtenau, der ich als Kind zur Erziehung übergeben wurde, weil meine arme Mama, in Ungnade gefallen, Berlin meiden mußte. Vincent!" flüsterte sie lebhaft bewegt, faßte ihn bei den Händen und sah ihm fest in die Augen, „Vincent, das Bild, welches Sie entrollten, ist Wahrheit — ich erinnere mich des schönen Knaben, der mich führte, der mich leitete und beschützte, der Name Vincent ist mir nicht fremd, — eine Ahnung taucht in mir auf — wenn wir Geschwister wären, Kinder eines Vaters." — Sie brach erröthend ab und wendete ihren Blick von dem jungen Manne, der sehr traurig vor sich niederschaute.

„Ich habe längst an diese Möglichkeit gedacht," murmelte er, „aber ich verscheuchte den Gedanken gewaltsam, weil er mir weh that. Ich habe eine Mutter, Gräfin, die mir Verehrung einflößt. Ihr Bild steht glänzend neben den Erinnerungen, die diese Räume

weckten. Sie war die belebende Sonne, wie es mir jetzt erscheint, und diese Mutter hat in wahrer Demuth die Strahlenkrone des Weltglanzes abgelegt, und hat sich erniedrigt, um ihre Kinder ehrenhaft zu ernähren. Sie hat sich, richtig gesagt, sterben lassen, um in einer Einöde ein neues Leben zu beginnen!"

„O, wäre ich eine Tochter dieser Mutter!" flüsterte die Gräfin, inbrünstig ihre Hände faltend. „Mein Leben wäre ein glücklicheres! Erzählen Sie doch weiter, was Sie wissen, lieber Freund, Sie müssen ja ein Knabe von fünf bis sechs Jahren gewesen sein beim Tode — des Königs", fügte sie zögernd hinzu. Sie pflegte sonst im Kreise der Vertrauten „meines königlichen Vaters" zu sagen, um ihrem stolzen Herzen, das die Ehe ihrer Mutter zur linken Hand vollgültig fand, genug zu thun. Aber sie wagte es nicht, den traurigen, jungen Mann damit zu demüthigen.

„Den Zusammenhang finde ich nicht, trotz meines angestrengtesten Nachdenkens. Bald taucht das Bild eines Mannes von pomphaftem Aeußern in mir auf, den ich Papa nannte, bald verfließt dies in der Person eines großen, etwas bleichen Mannes, den ich Großvater nannte. Zum festen Bewußtsein ist mir nach manchem Sinnen erst eine Scene von ergreifender Wirkung gekommen. Es ist der Tod meines Großvaters. Ich mußte

bei seinem Bette niederknieen und er legte seine Hand auf mein Haupt. Meine ganz kleine Schwester wurde vor ihm auf's Kissen gelegt und er segnete auch sie!"

„Sie haben eine Schwester?" fiel die Gräfin begierig ein.

„Allerdings, eine reizende, kleine Blondine, begabt mit einer Stimme, die ihr Glück machen könnte, wenn sie Gebrauch davon machen dürfte. Aber wir stehen unter dem unlösbaren Drucke eines Versprechens, das meine Mutter ihrem sterbenden Vater gegeben hat."

„Ja, ja! Das weiß ich! Sie dürfen nicht Comödie spielen! Und wo wohnt Ihre Mutter jetzt?"

„In Idalium, am Fuße des Schlosses Hohenstein, das dem alten Baron Hohenstein gehört."

„Hohenstein? Ich höre zum zweiten Male an diesem Abende den Namen."

„Dem Baron gehörte der Meierhof, welchen meine Mutter jetzt besitzt. Durch die Vermittlung der Herzogin von Hildburghausen ist sie Eigenthümerin desselben geworden. Von dem Ertrage dieses Grundstückes bestreitet meine Mutter die Mittel zu unserer Erziehung." Die Gräfin horchte auf ein Geräusch von Außen. „Der König kommt, Vincent! Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, lieber Freund", sagte sie dann eilig, „sie hat mich mehr beruhigt und mehr belehrt als hundert

große Abhandlungen. Wir sehen uns morgen Abend zur gewohnten Stunde — vielleicht kann ich Ihnen dann schon mittheilen, daß wir auf gleichem Boden stehen, denn es wird von diesem Momente an mein Bestreben sein, Ihre Jugenderinnerungen in's rechte Licht zu bringen.“ Dorsak verbeugte sich und ging. Ob mit leichterem Herzen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Erinnerungen keine Träume waren, lassen wir dahingestellt sein.

Als er die Treppe hinabstieg, gewahrte er an dem eiligen Durcheinanderlaufen der Dienerschaft, daß der König nahe sei. Nicht im Geringsten davon incommodirt, stieg er fürder hinab und traf mit dem Monarchen am Fuße der Treppe zusammen.

Huldreich, wie immer, erwiderte der König seinen respectvollen Gruß und wollte an ihm vorüber gehen. Dann erst mochte er ihn erkennen. „Guten Abend, lieber Dorsak“, wiederholte er nochmals leutselig. „Oben gesungen haben?“ fügte er heiter hinzu.

„Nein, Majestät. Heute nicht. Gräfin Julie war nicht disponirt“, erwiderte der junge Mann, mit der gradsinnigen Ruhe seines Wesens dem Monarchen Rede stehend.

Diesem gefiel nichts mehr, als wenn man ohne alle Verlegenheit seiner Anrede begegnete.

„Gräfin nicht wohl sein?" fragte der hohe Herr, sichtlich wohlwollend die schöne, jugendliche Gestalt Dorsak's musternd. Er kannte den jungen Mann und er erinnerte sich sehr wohl der Empfehlungen seiner Schwägerin, der kunstsinnigen Herzogin von Hildburghausen, die ihn in den Hofcirkeln heimisch gemacht hatten.

„Vielleicht hinderte die Gräfin eher ein Seelen- als ein Körperleiden am Singen, Majestät", versetzte Dorsak freimüthig und ehrerbietig zugleich.

„Wollen sehen! Zu reizbar! Schon beruhigen! Adieu!" Er winkte gnädig mit der Hand. Dorsak verbeugte sich ehrfurchtsvoll, blieb aber seitwärts stehen, bis der König die Treppe hinauf war. Dieser hielt plötzlich wieder an.

„Apropos!" rief er freundlich. „Die Catalani kommt! Sollten einen Wettkampf mit ihr wagen. Wenden Sie sich an den Intendanten! Ihr Glück wäre gemacht!"

Gleich nach diesen Worten verschwand der Monarch in der Thüre des Entree's, ohne zu ahnen, welche Saat er mit der liebenswürdigen Anerkennung von Vincent's Talenten in seine Brust gesäet, welchen Sturm er damit aufgewühlt hatte.

Er begab sich zu einem Wesen, das mit stolzen, hochfahrenden Wünschen in Kampf und Streit lag, und

die nächste Zeit schon verrieth es, daß er die richtigen Mittel zur Lösung des Zwiespaltes, der in der Brust der Gräfin wüthete, gefunden habe. Was in den Räumen verhandelt wurde, wo noch eben die stürmischen Wallungen einer schwankenden Seele von Dorsak männlich beschwichtigt worden waren, das weiß Niemand zu sagen, aber so viel ist gewiß, daß die Trauer der Gräfin gestillt und die geistige Unruhe merkwürdig gebannt erschien. Ihre Wunden waren geheilt. Doch lassen geheilte Wunden leider Narben zurück, die ein Erinnerungszeichen der überwundenen Schmerzen bleiben und lebhaft auf die Zeit zurück leiten, wo man daran zu verbluten meinte.

Dreizehntes Capitel.

Am Scheidewege.

Während im Palais der Gräfin Brandenburg eines Königs Huld sich herabließ, die Aufregungen des Stolzes und der Ehrliebe zu beschwichtigen, war in der einsamen Stube des Studenten Vincent Dorsak ein eben so tief bewegtes Gemüth auf sich selbst angewiesen mit seinen Kämpfen und wechselnden Gefühlen.

Die Nacht brach herein und noch immer saß der junge Mann sinnend und grübelnd über den Entschließungen, die entscheidend auf sein ganzes Leben wirken mußten.

Es war nicht das erste Mal, daß der Gedanke in ihm angeregt wurde, seine eingeschlagene Bahn zum ernsten, stillen Beamtenthume mit derjenigen zum genialen, verlockenden Schmetterlingsleben eines Sängers zu vertauschen. Schon in seinen Knabenjahren hatte sein Musiklehrer, der ihn auf Veranlassung seiner Gönnerin, der Herzogin von Hildburghausen, unentgeltlich unterrichtete,

darauf hingearbeitet, allein noch niemals war ihm der Gedanke daran so nahe getreten, wie in dem Momente, wo er sich neben der berühmtesten Sängerin der Zeit aufgestellt und eine Garantie zur Unterstützung seiner Pläne in den Worten des Königs sah.

Es gibt immer Stunden im Menschenleben, wo die Dämone, die unsichtbar zwischen Himmel und Erde schweben, um Besitz vom edlern Sinn des Menschen zu nehmen, wenn die rechte Zeit kommt, eine Macht erringen, die sie zu Herrschern der Phantasie erhebt. Ehrgeiz und Eitelkeit überwältigen dann spielend den Verstand, und die Vernunft und die ehrbare Philosophie der Grundsätze verschwindet in Sophismen.

Aehnlich erging es dem Sohne der wackern Frau Dorsak, die still und geräuschlos ihr Lebensziel verfolgte und mit großer Sicherheit auf das Wort eines Jünglings bauete. Bis dahin hatte Vincent ihren Voraussetzungen allerdings entsprochen, allein selbst stand er, entschieden wankend, an einem Scheidewege, der auf der einen Seite verführerische Bilder eines glänzenden Glückes und auf der andern den trüben Ernst eines arbeitsvollen Daseins neben knapp zugemessenen Existenzmitteln bot. Er erblickte sich, getragen von der Gunst hochgestellter Personen, auf den bewegten Wellen des geselligen Treibens, glänzende Triumphe winkten

ihm, Glorien eines unvergänglichen Ruhmes umwoben sein Haupt und sein Name schwebte auf allen Lippen!

War das nicht des Strebens werth? Mußte er nicht seinem Genius folgen, der ihn ohne Schwierigkeiten emporzuheben versprach?

Aber das Bild seiner Mutter trat zwischen den Nimbus, den er seinem eitlen Ehrgeize verdankte. Die ernsten Augen dieser Mutter mahnten ihn an ein Versprechen, das er ihr im schmerzlichen Augenblicke des Scheidens gegeben hatte.

„Wandle furchtlos und ehrenhaft den Pfad der Sorge, Mühe und Noth — am Ziele wirst Du voll heiterer Selbstzufriedenheit auf Deine Selbstüberwindungen zurückblicken, aber schwöre mir zu, daß Du niemals im trügerischen Scheinleben Dein Glück suchen, daß Du gegen die Versuchungen standhaft bleiben willst, die sich Dir als Triumphe und Siege des Genies darstellen, Deines Großvaters Fluch würde sonst auf den Kindern des Mannes lasten, der ihm so unsäglich viel Herzleid gemacht hat!"

Mit diesen Abschiedsworten tauschte er das Versprechen „ein arbeitsvolles Vorwärtsstreben zum Ziele seines Erdenlebens zu machen!"

Wurde er diesem Gelöbniß nicht untreu, wenn er der gaukelnden Lust eines Künstlerdaseins sich überließ?

Gab er nicht die Ruhe seines Gewissens preis, wenn er sein Versprechen leichtfertig zu beseitigen suchte?

Indem sich bei diesen Folgerungen seine glänzenden Phantasiebilder bis zu farblosen Träumereien abblaßten, trat wieder der dunkle Schatten in sein volles Recht, der sich in ihm beim Andenken an seinen Vater festgestellt hatte. Wer war sein Vater? Seine Mutter hatte ihm mit strenger Miene Schweigen geboten, als er einst in kindlicher Neugier um Beantwortung dieser Frage gebeten. Daß sein Großvater den Namen Dorsak geführt, wußte er sich noch deutlich zu erinnern. Erst in den Jahren, wo das Bewußtsein erwachte, wo bürgerliche Verhältnisse ihr Recht geltend machten, erhielt dieser Umstand Bedeutung für ihn, und da war er schon getrennt von seiner Mutter.

Er verschloß die Trauer über seine demüthigenden Vermuthungen fest in sich, bis Mitgefühl an diesem Abende seine Lippen öffnete.

Seine Vermuthungen hatten sich durch die Erinnerungen der Gräfin Julie fast bis zur Gewißheit erhoben. Seine Mutter, schön, begabt, geistvoll und phantasiereich, stand vor ihm als ein Opfer jener leichtfertigen Zeit, wo die Strahlen der Frivolität vom Throne ausgingen und Verderben über die Familien brachten, die ihrer Tugend allzu sicher vertraueten. Sie hatte deßhalb keinen an-

dern Namen, als den ihres Vaters für ihre Kinder und dieses Vaters Fluch sollte eine haltbare Grenze gegen die Eitelkeit des Geistes sein, die in der Bewunderung des großen Haufens schwelgt.

Offenbar tief erregt von seinen Grübeleien erhob sich Vincent, um unruhigen Schrittes im Zimmer hin und her zu wandeln, Er, der bei seinen Freunden als ein Mensch galt, der immer genau wüßte, was er zu thun hätte, er schwankte von einem Vorsatze zum andern, immer bereit, seine Neigungen zu opfern und doch eben so schnell zu neuen Wünschen aufflammend. Bald gestand er sich zu, daß es ehrenvoller sei durch geistige Kraft und angestrengte Arbeit sich emporzuheben — bald fand er es weit vernünftiger durch Anwendung seiner ihm von Gott verliehenen Stimme eine Stellung zu erringen, die beneidenswerth war. Was er an Annehmlichkeit von der einen Seite einbüßte, das gewann er ebenfalls an Annehmlichkeit von der andern Seite, aber die Einnahme überwog zuletzt alle Bedenken.

Die nächste Zeit schon konnte sich glänzend für ihn entwickeln, da er im Hofzirkel hinreichend bekannt und beliebt war, um den Intendanten zu willfähriger Berücksichtigung zu bringen. Wie lange mußte er aber in einer Staatscarriere thätig sein und auf Protection

warten, ehe er sich zu einer sorgenlosen Lage herauf arbeiten konnte.

Energischer hob er sein Haupt bei diesem Gedanken. „Ich habe das Recht über meine Zukunft zu entscheiden mit dem Versprechen, das ich meiner Mutter leisten mußte, nicht eingebüßt“, sagte er, leuchtende Blicke nach dem nächtlichen Himmel hinauswerfend.

„Ich werde Schauspieler! Morgen schon soll mein Entschluß dem Intendanten kund gethan werden, und mein erstes Debüt sei ein Wettgesang mit der Catalani in ihrem Conzerte!“

Eben wollte er sich, ziemlich entzückt von dieser Idee, in sein Schlafzimmer zurückziehen, als ein leises Schwirren und Klirren an dem Fenster seines Stübchen's ihn veranlaßte, wieder umzukehren. Es wurde Sand an die Scheiben geworfen, wie er deutlich hörte, und dies war ein Zeichen, daß Einer seiner Freunde Einlaß begehre.

Lachend nahm er seinen Hausschlüssel und machte sich fertig, hinunter zu gehen, um dem späten Besucher die Thür zu öffnen. „Wer mag es sein?“ dachte er. „Vielleicht Einer, der mein Sopha in Anspruch zu nehmen gedenkt, weil er vom allzusoliden Wirth ausgesperrt wurde?“ Das Zeichen am Fenster wiederholte

sich. „Ich komme schon!“ rief er zum Fenster hinaus und eilte die Stiege hinab.

Kaum daß er Zeit hatte den Schlüssel umzudrehen im Schlosse, so wurde die Thür von außen sanft, aber hastig aufgedrückt, eine hohe, stattliche Männergestalt klemmte sich durch die kleine Spalte, die er machte, herein und drückte die Thür eben so leise und hastig wieder zu. Gleich darauf ging die kleine Studierlampe, die Vincent in der Hand hielt, aus, und er war eben so wenig im Stande zu erkennen, wen er eigentlich in's Haus gelassen hatte, als zu sagen, ob die Lampe durch Zufall verlöscht sei.“

„Halt' mal!“ rief Dorsak, vorsichtig den Arm des Mannes festhaltend, den er im Verdachte hatte, seine Lampe ausgeblasen zu haben. „Wer ist's? Nicht einen Schritt weiter, bis ich dies weiß!“

Der Mann lachte. „Schrei nur nicht so!“ murmelte er im tiefsten Baß. „Ein Räuber oder Mörder ist's nicht. Fedor Wöllner“, fügte er noch undeutlicher hinzu, indem er Vincent vor sich hinzuschieben suchte, um die Treppe zu gewinnen.

„Was bringt Dich denn zu mir so spät in der Nacht?“ fragte Vincent ziemlich kühl und verwundert.

Ohne eine Antwort abzuwarten, tappte er im Hause entlang und erreichte, den Herrn Fedor in's

Schlepptau nehmend, glücklich die Treppe und bald darauf die Stube.

Hier zündete er unverzüglich Licht an und sah zu seinem Erstaunen richtig seinen Studiengenossen Fedor von Wöllner, mit dem er fast gar keinen Umgang hatte, vor sich stehen.

„Das war eine verteufelte Geschichte", sprach dieser junge Mann, gedämpft lachend. „Kann ich hier schlafen, Dorsak? fügte er kurz abbrechend, auf das Sopha deutend, hinzu."

„O, warum nicht?" meinte Dorsak gezogenen Tones und sah etwas mißtrauisch in das stark geröthete, sonst aber männlich schöne Gesicht Wöllner's.

„Wie komme ich aber zu der Ehre?"

„Ich sah Licht in Deinen Fenstern", erklärte Fedor kurz und schroff. „Da ich mich in sehr großer Verlegenheit befand, so dachte ich, Du würdest so gut sein und mir helfen!"

Dorsak schien sich jetzt überzeugt zu haben, daß nicht ein Uebermaß von Wein die unnatürliche Röthe in Wöllner's Gesicht erzeugt hatte, und machte sich, weit freundlicher, daran, ihm die nothwendige Gastfreundschaft zu erweisen.

„Wovon wußtest Du, daß ich hier wohne?" fragte er beiläufig.

„Ich habe Dich verschiedene Male singen hören — aber — wenn Du erlaubst — ich bin entsetzlich müde!" antwortete Fedor und warf sich der Länge nach auf das Sopha hin. „Ich habe die vorige Nacht im Postwagen zugebracht. Ich komme nämlich von Jena!"

Kopfschüttelnd betrachtete Vincent den jungen Mann, dessen Freundschaft er sich sonst nicht rühmen konnte, und da ein tiefes Athemholen desselben ihn bald belehrte, daß er schlief, so blieb ihm nichts übrig, als auch zu Bette zu gehen.

Die Nacht verging ohne alle Störung und er würde, da er den Herrn Fedor von Wöllner nicht mehr auf seinem Sopha vorfand, das Ganze für einen Traum gehalten haben, wenn nicht seine Wirthin mit sehr vorwurfsvollen Worten ihm seinen Hausschlüssel überbracht hätte, den sie inwendig im Schlosse steckend gefunden.

Abermals kopfschüttelnd nahm Vincent, jede Entschuldigung verschmähend, den Schlüssel hin. Er dachte wohl einige Minuten über diesen wunderlichen, nächtlichen Besuch nach, war jedoch im Grunde viel zu arglos, um ihn verdächtig zu finden. Er selbst sprach und handelte stets so offen, daß es ihm gar nicht einfiel, mißtrauisch zu sein, wenn er nicht durch Erfahrungen darauf hingewiesen wurde. Intriguen hielt er für unmög-

lich. Er erklärte also im Stillen das Betragen des Herrn Fedor von Wöllner für eine seltsame Laune und glaubte nicht, daß ihm dieser Besuch je verhängnißvoll werden könne.

Für jetzt beschäftigte ihn der Gedanke an die Schritte, die er zufolge seines immer fester gewordenen nenen Lebensplanes für nöthig hielt. Vor allen Dingen mußte er seinem alten Lehrer, dem Signor Giuliani, einen Besuch machen, eines Theiles, um ihm seinen Entschluß mitzutheilen, und andern Theiles, um eine Zusammenkunft mit der großen Sängerin anzubahnen.

Er wußte, daß der Signor, der sich sehr gern mit einer vornehmen Abkunft und mit einer ausgebreiteten Bekanntschaft brüstete, in Correspondenz mit der Catalani stand, und daß er sich einer Verwandtschaft mit ihr rühmte. Es konnte ihm also nicht schwer werden, ein zufälliges Zusammentreffen zu vermitteln, bevor sie öffentlich in Anspruch genommen wurde.

Vincent rüstete sich indeß mit einigem Herzklopfen zu diesem Besuche bei Giuliani. Er hatte ihn seit Jahr und Tag arg vernachlässigt, und wenn dies auch gerade nicht aus Gleichgültigkeit geschehen war, so mußte er doch bei des Italieners Empfindlichkeit eines Empfanges gewärtig sein, der alle sauber zurecht gelegten Pläne zu Wasser machte.

Leider war ihm der Signor noch nie nothwendiger gewesen, als bei dieser Gelegenheit, deßhalb mußte ein Angriff auf seine Herzensgüte gewagt werden. Kein Mensch konnte ihn besser in die Geheimnisse des Theaterlebens einweihen, als der Signor. Kein Mensch war fähiger, seine Leistungen richtig zu beurtheilen, und kein Mensch war ehrlicher in seinem Lob und Tadel als der Signor.

Vincent wußte, daß er ihm eine große Freude mit seinem Entschlusse bereiten würde. Darauf stützte er die Hoffnung, ihn zu versöhnen, wenn er ihn böser Launen voll finden sollte, und sein offenes, ehrliches Herz würde sich selbst bis zur Bitte um Theilnahme und Hülfe verstanden haben, wenn es nöthig geworden wäre. Seine innere Unruhe trieb ihn schon um zehn Uhr Morgens aus dem Hause, obwohl ihm nicht unbekannt war, daß Signor Giuliani um diese Zeit erst das Bett zu verlassen pflegte. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr, als er langsam die Tauenstraße hinabschritt, um im gemäßigsten Tempo den ziemlich weiten Weg bis zur Dorotheenstraße zurückzulegen. Sein Gewissen erwachte schon jetzt, wo er in jedem ernsten Blicke, der ihn aus den Augen der Vorübergehenden zufällig traf, eine verwunderungsvolle Frage zu lesen glaubte. Seine Wortbrüchigkeit rächte sich schon jetzt, wo er in dem unschul-

digsten Lächeln eine Verhöhnung wegen seines Vorsatzes zu sehen sich versucht fühlte. Innerlich ein gänzlich zerfahrener Mensch, äußerlich ruhig und schön, wie man ihn immer zu sehen gewohnt war, ging er dahin, um die ersten Schritte zu einem Berufe zu thun, welcher ihm verboten worden war. Der letzte Gedanke, womit er die Stufen betrat, die zu der Wohnung des Signor Giuliani führten, war: „Aber meine Mutter! Meine Mutter!“

Vierzehntes Capitel.

Ein Veteran der Thalia.

Signor Giuliani bewohnte die Bel-Etage eines alten, aber noblen und geräumigen Hauses. Wovon der alte Herr eigentlich lebte, wußte Niemand. Die Unterrichtsstunden, die er bisweilen noch gab, ließ er sich nie bezahlen, weil er sie gewöhnlich Personen ertheilte, die sie als eine Wohlthat anzunehmen kein Bedenken trugen. Er wohnte ganz allein in einem weiten, salonähnlichen Zimmer mit vier Fenstern, das auf eine merkwürdige Art ausstaffirt war, und auf den ersten Blick den Charakter eines Mannes verrieth, der zum phantastischen Luxus neigte und seiner Umgebung ein gewisses Lüstre einzuprägen bemüht war.

Die vorherrschende Neigung zum Purpur, dieser königlichen Farbe, hatte ihn verleitet, Alles mit Purpur zu behängen und zu bekleiden, was möglich war, und da der Sammt und Wollenstoff seine Casse übersteigen

mochte, so begnügte er sich mit Zitz, um die Pracht seines Zimmers seinem Geschmacke gemäß herzustellen.

Inmitten dieser purpurrothen Welt saß er an dem Morgen, wo Vincent ihm einen Besuch zugedacht hatte, im wunderlichsten Morgenanzuge, der augenscheinlich den Beweis lieferte, daß sich Signor Giuliani in seinen vier Wänden als Sultan betrachtete. Weite Beinkleider über gelben Morgenstiefeln bauschig zusammen gezogen, ein kaftanähnlicher Schlafrock und eine turbanähnliche Kopfbedeckung vervollständigten den Eindruck einer orientalischen Phantasie, und der Anzug, welcher sehr sauber gehalten war, verrieth genugsam die theatralische Eitelkeit eines Mannes, der eine Rolle zu spielen Lust hatte, und durch Selbstzufriedenheit den Mangel an anderweitigem Beifall ergänzte.

Er hatte gefrühstückt und war eben damit fertig geworden, einen hübschen gelben Mops mit dem Reste von Milch, Semmel und Zucker zu erfreuen. Nachdem er dieser Abfütterung noch einige zärtliche Worte und Liebkosungen zugefügt hatte, stand er auf, nahm eine Guitarre von dem Fortepiano, präludirte eine Weile mit Kunstfertigkeit und begann dann die Rode'schen Violinvariationen zu pfeifen, wobei er langsam und majestätisch in dem weiten Zimmer umherging.

Sein Mops, der es vorzog, seine Verdauung im

süßen Schlafe zu erwarten, legte sich nach einigen vergeblichen Versuchen eine noch bequemere Lage zu erzielen, zurecht, und überließ sich der Ruhe.

Der Mops also schlief und Signor Giuliani pfiff, als Vincent das Haus erreichte und zögernd die Treppe erstieg, um zum Quartiere seines früheren Lehrers zu gelangen.

Der Mops, durch seine instinctmäßige Wachsamkeit im Schlummer gestört, ließ zuerst ein leises Murren hören und brach beim Näherkommen des jungen Mannes in ein kurzes, gellendes Gekläff aus.

„Tacete!“ rief der Signor phlegmatisch, sein Pfeifen einen Moment einstellend.

Da der Hund jedoch diesem Befehle nicht Folge leistete, sondern es seiner Ehre für würdig hielt, die Ankunft eines Besuches pflichtschuldigst zu annonciren, so unterbrach der Signor sein musikalisches Divertissement abermals und sprach:

„Du sollen das Maul halten, amico, wenn ich übe!“

Gleichzeitig mit diesem verdeutschten Befehle klopfte es an der Thür, und Vincent, der es für gut fand, das Herein seines Maestro nicht abzuwarten, erschien auf der Schwelle. Der Italiener bewegte sich langsam und

majestätisch ihm entgegen, nahm die Miene eines Theater-königs an, und sprach mit schnarrender Stimme:

„So — so? amico haben gerochen, daß Du kommen, Signor! So — so? amico haben begrüßt Dich als einen Fremden! Ein kluges Thier, dieser amico! Du sein ja fremd genug geworden in meinem Hause!“

Vincent unterbrach ihn hastig, denn dieser Empfang ermunterte ihn, statt ihn zu verschüchtern. Er war auf leidenschaftliche Vorwürfe gefaßt gewesen und fand nur eine tragische Zurechtweisung. Das weckte seinen Muth.

„So geht es immer in der Welt, Maestro“, sprach er in gewinnender Freimüthigkeit, „wenn man einen Rathgeber braucht, dann findet man stets die richtige Thür.“

„So — so? Du wissen, Signor, daß der alte Maestro Giuliani ein Schlafmütz an Gutthat ist!“ warf der Italiener sarkastisch ein.

„Aber ein Adler an Scharfsinn“, ergänzte Vincent, gutmüthig lachend und den Kopf des kleinen Hundes streichelnd, der schnell die alte Freundschaft mit ihm erneuert hatte. „Sehen Sie Ihren Hund, Maestro, und nehmen Sie ein Exempel daran. Er liebt mich noch!“

„So — so? Du haben meine Liebe verschmäht“,

entgegnete Giuliani, indem er durch einige volltönende starke Griffe in die Guitarresaiten seinem Grolle Luft zu machen suchte.

„Wenn das der Fall wäre, so würde ich nicht beim ersten Anlasse, wo ich Sie nöthig hätte, den Weg zu Ihnen gefunden haben", rief Vincent bewegt. „Ich will mich nicht lange bei der Vorrede aufhalten, Maestro. Mein Herz drängte mich zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß ich entschlossen bin, mich der Bühne zu widmen, wenn Sie mich für fähig halten eine derartige Stellung rühmlich auszufüllen!"

Signor Giuliani legte seine Guitarre säuberlich auf das Fortepiano, drehte sich gravitätisch herum zu dem jungen Manne und sah ihm ernsthaft in die Augen.

„Was haben Du gesagt, Vincent? Du wollen zur Bühne gehen? Ob Du sein fähig zu dieser Laufbahn? Gebenedeiet sei Dein Wort und die Heiligen mögen Dich in Schutz nehmen. Dein Name werden groß sein und der Name Deines Lehrers Giuliani werden zum Firmamente steigen!"

„Ist das Ihr Ernst, Signor?" fragte Vincent freudig und seine Augen flammten in Begeisterung.

„Ich wollen nie selig werden, wenn ich einen Scherz daraus mache."

„Und Sie wollen mich mit Ihrem Rathe unter-

stützen, wollen meine Fortbildung übernehmen, wollen mich einweihen in die Mysterien des Bühnenlebens?"

„Ich wollen! Auf Cavalierparole — ich wollen!" antwortete der Signor.

Er reichte dem jungen Manne die Hand und es entspann sich nun ein heiteres und lebendiges Gespräch über Alles das, was zu thun nothwendig wurde.

Vincent erstaunte über Manches, seiner ehrlichen Natur widerstrebte Manches, er hielt Manches für überflüssig und der männlichen Würde eines gediegenen Sängers nicht angemessen, allein Signor Giuliani, ein durch und durch erfahrener Mann, der sein kurzes Künstlerleben nicht ohne nützliche Schlauheit verbracht hatte, versicherte ihm abermals auf Cavalierparole, daß das so sein müsse, um schnell zur Ruhmes-Höhe zu gelangen, und daß auf geradem und ehrlichen Wege die Bahn unendlich schwierig sei.

Nachdem dies Thema verhandelt war, ging Vincent auf seinen Plan über, mit der Catalani zugleich aufzutreten.

Der Italiener stutzte. Es war allerdings eine großartige Kühnheit von einem Anfänger, sich neben die berühmteste Sängerin zu stellen, allein das schien es nicht zu sein, was ihn stutzig machte, und ihn nach einigem Nachdenken zum entschiedenen Widerspruch an-

spornte. Auch nannte er zuerst die Zuversicht, womit Vincent von der Protection des Königs sprach, „eine knabenhafte Leichtgläubigkeit“, weil große Herren ihre Worte nie bedächten, allein plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, der eine vollständige Sinnesänderung bewirkte. Er nahm ein Notenheft hervor, setzte sich an's Fortepiano und forderte Vincent auf, das zu singen.

Der junge Mann sah zu seiner grenzenlosen Verwunderung, daß es eine Violinstimme war, die er singen sollte. Er lachte hell auf und meinte, sein Lehrer treibe Scherz mit ihm. Dieser wiederholte aber seine Aufforderung mit der Erklärung, daß durch diese Violin-Variationen die Glanzperiode im Leben der großen Künstlerin angebrochen sei, und es käme nur darauf an, ob er auch im Stande wäre, mit Genie die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich darin vorfänden.

„Die Fertigkeit und Geläufigkeit haben Du“, setzte er lächelnd hinzu, „aber zu dieser äußeren Ausbildung müssen Du einen seelenvollen Ausdruck fügen, sonst bleibt es nur eine Kunstfertigkeit ohne Leben. Versuchen Du!“ befahl er.

Vincent machte Einwendungen. Ihm erschien es absurd, der menschlichen Stimme ein Violinsolo anzupassen. Dazu kamen Schwierigkeiten, die er, wie er als

routinirter Sänger gleich beim ersten Blick einsah, kaum bewältigen konnte.

Er schüttelte abweisend sein Haupt, widerstand aber zuletzt dem Verlangen des Signor dennoch nicht, und begann die Lection.

Es geschah, was dem Virtuosen so häufig geschieht. Vincent fand Gefallen an dem Probiren dieser Piece, weil er sich selbst übertraf und wesentlich mehr leistete, als er sich zugetraut hatte. Er wurde nicht müde, unter der Anleitung seines Maestro zu üben, bis dieser, zufriedengestellt, die Hände rieb und den Erfolg für gesichert erklärte. Darauf entwickelte er dem gespannt horchenden jungen Manne seinen Plan, der dahin ging, daß er die Catalani als Protectorin für seinen Schüler zu gewinnen suchen werde, ohne die gewaltigen Mittel zur Concurrenz, die demselben zu Gebote standen, ganz zu verrathen; daß Vincent sich bei einer Prüfung nur auf einfache Sachen beschränken solle, um den Neid und die Mißgunst der Dame nicht zu wecken, und daß er erst in einem letzten Concerte mit seiner ganzen Kunst, mit seiner ganzen Genialität, die derjenigen der Catalani vollständig ebenbürtig sei, hervortreten und das Publikum gleichsam erschüttern solle.

Der Plan gefiel Vincent nicht, aber Signor Giuliani suchte ihm zu beweisen, daß die Klugheit es erfor-

dere, so zu handeln, wenn er in der Residenz ein plötzliches und glänzendes Engagement erzielen wolle.

Vincent meinte, ob es nicht ehrenhafter sei, die Catalani in's Geheimniß zu ziehen.

Signor Giuliani lachte ihn aus und entgegnete, daß die Sängerin in ihrem Gatten, dem Herrn von Valabrégue, einen eben so schlauen als herrschsüchtigen Geschäftsführer besäße, der keineswegs gesonnen sei, den Ruhm und die Macht seiner Gemalin zu schmälern, da er die Einnahmen derselben sehr gut brauchen könne.

Kurz und gut — Vincent that den ersten Schritt zum Bühnenleben am Gängelbande einer Intrigue und verließ guten Muthes seinen Maestro, welcher die Sache in die Hand zu nehmen versprach.

Freier, frischer und fröhlicher als er gekommen war, sprang er nach einigen Stunden die Treppe hinab, unter dem Arme die Violinvariationen von Rode.

Signor Giuliani blieb nicht weniger fröhlich in seinem rothdecorirten Zimmer zurück, das er mehrmals im vergnügtesten Geschwindschritt durchwandelte, ehe er sich an dem Tischchen niederließ, worauf das Geschirr seines Frühstückes stand. Sein Blick streifte fast verächtlich die ungesäuberte Kaffeekanne und die Tassen, woran noch verrätherische Brosamen eines groben Gebäckes zu erkennen waren.

Sein Mops, der nach wieder gewonnenem Appetite die Zeitrechnungen eintheilte, erhob sich langsam von seinem Lager und umkreisete wedelnd und schnuppernd den Platz, den sein Herr nur einnahm, wenn er seine Tagesmahlzeiten abhielt. Als der Signor keine Anstalten traf, ihn mit seinen Freßgelüsten zu beachten, hob er sich empor, setzte sich auf die Hinterpfoten und ließ ein winselndes Geheul hören.

Der Signor lachte und strich liebkosend über die breite, schwarze Mopsnase hinweg. „Du betteln, amico, Du betteln? Haben Du nur Geduld, wir werden bald Biscuit essen und Xeres trinken können. Unsere Sonne gehen auf, amico! Die Tantièmen der armen Choristinnen, die uns genährt haben, seien von nun an ein Bettel für uns! Passen Du auf, mein Hündchen, passen Du auf, was für herrliche Tage nun aufgehen werden. Dieser Fisch, der heute in mein Netz gegangen, amico, ist ein Goldfisch, der des Lebens Herrlichkeit über uns ausbreiten soll. Haben ich es Dir nicht immer gesagt, mein Hündchen, daß Du sollen Biscuit fressen, wie das Bologneserchen der Gräfin Julie — sehen Du, nun halten ich Wort! Haben Du nur noch Geduld und sparen Du Dein Appetit für's Biscuit, denn heute haben ich nichts weiter, als ein grob' Brötchen und Kaffeewasser zum Gastmahl! Sehen Du?“ Er zog ein Schub-

kästchen aus dem Tische und präsentirte mit Grazie dem aufmerksam aufhorchenden Hunde ein Stück Brot, das dieser von allen Seiten beroch. Dann gab er seine bettelnde Stellung auf und kroch, sichtlich getäuscht und verdrießlich, nach seinem Lager zurück.

Der Italiener aber lachte spitzbübisch, fuhr sich mit beiden Händen durch sein struppiges, schwarzes, stark mit grau vermischtes Haar und rief:

„Der deutsche Hund sein doch ein dummes Vieh! Jetzt essen ich meinen Braten allein, und amico warten auf das Biscuit, das der große Sänger erst verdienen soll. Merken der deutsche Hund nicht, daß ich Maskerade spiele und der große Sänger merken nicht, daß er falsche Catalani vorstellen soll. Man müssen Alles versuchen, wenn man Hunger haben, man sollen den alten Giuliani ernähren, wenn man Sänger werden. Haben große Rosinen im Sack — denken Majestät sollen helfen — o ja, wenn es Madame Lemmière sein, wenn Füßchen und Röckchen schlänkern, solfeggiren mit den Beinchen. —"

Er kicherte und rieb sich schadenfroh die Hände, indem er aufstand und einige Tänzerinnen-Stellungen parodirte.

„Majestät machen sich den Teufel aus Monsieur Vincent Dorsak — Majestät haben aber dem Monsieur

Vincent Dorsak ein Floh in's Ohr gesetzen und das sein gut! Monsieur Vincent haben schöne Stimme, haben viel gelernt, können Sänger werden — sein der Liebhaber der Gräfin Julie — kommen durch Herzogin von Hildburghausen in Carriere — ich sein geborgen für meine alten Tage!"

Er tänzelte höchst vergnügt durch's Zimmer, blieb vor einem Schranke stehen, nahm ein Näpfchen heraus, trug es nach dem Tische, worauf die Kaffeekanne stand, zündete hier das Lämpchen in seinem Kaffeekocher an und stellte das Näpfchen vorsichtig darauf. Es dauerte gar nicht lange, so verbreitete sich ein angenehmer Bratenduft im Zimmer und Signor Giuliani wendete sich zur Thüre, sie verriegelnd, um vor Ueberfall gedeckt zu sein.

Als er wieder zum Tische trat, fand er seinen Mops, der mittlerweile auf den Stuhl gesprungen war, beschäftigt, den Inhalt des Näpfchens mit der weit ausgestreckten Zunge zu prüfen. Ein fürchterlicher Grimm entstellte das scharf gezeichnete Gesicht des Italieners. Er griff dem Thierchen in's Genick, schleuderte es voller Wuth an die Erde, und warf sein Messer, das er schon in der Hand hielt, hinterdrein. „Maledetto!" schrie er dabei, und nahm eine Serviette, um die Stelle, wo der Hund gekostet hatte, höchst vorsichtig zu reinigen.

Der Mops kroch während dessen, augenscheinlich verletzt, wimmernd auf sein Lager.

„Ich wollen Dich lehren, mir auszufressen, was ich wollen genießen," sprach Signor Giuliani zähneknirschend und ließ seine großen, braunen Augen wüthend über den Platz des Hundes hinwegrollen. „Das deutsche Vieh sollen bald lernen, daß ich grausam sein, wenn mein Essen wegschnappen! Haben Du Geduld, bis Du Biscuit bekommen!"

Er setzte sich, überwand den Eckel, den die Hundeschnauze ihm erregt hatte, und speisete.

Als er fertig war, schnitt er das grobe Brot in ganz kleine Stückchen, wischte die Bratensauce aus dem Näpfchen, mengte Alles sehr sauber zusammen und that es in das Gefäß, woraus der Hund zu fressen pflegte. Dann schnalzte er mit der Zunge.

Der Mops kam jedoch nicht. Signor Giuliani rief ihn. Der Mops rührte sich nicht.

„Wollen Du trotzen, amico?" sagte der Italiener lachend und stand auf, um den Hund herbeizuholen. Er trat an sein Lager und bückte sich, um ihn zu streicheln. Der Mops war todt. Steif ausgestreckt lag er da, und die Blutstropfen, die über sein goldgesticktes Halsband gelaufen waren, verriethen, daß er seinen Tod durch das ihm nachgeschleuderte Messer gefunden hatte.

Gleichgültig hob der Italiener den Hund auf, löste das schöne Halsband, und warf ihn ohne Weiters vor die Thüre hinaus. Ein häßliches Lächeln lief über sein Gesicht.

„Nun können die Fürstin Sontikof ihren geliebten Mops wieder kriegen!“ sagte er spöttisch. „Ich wollen mir den Bologneser der Gräfin Julie stehlen, ein schönes Hündchen! Gräfin werden zwar auch ein Heidenlärm machen, wenn Bologneserchen fort ist, aber helfen nichts, müssen Bologneser haben. Dummes Thier, der Mops. Gleich sterben!“

Unter diesem Selbstgespräche setzte er die Kaffeekanne mit Wasser auf die Spiritusflamme, spülte sie aus, nachdem das Wasser lauwarm geworden war, trocknete sie mit einer Serviette rein ab und füllte sie abermals mit Wasser. Darauf öffnete er eine Schachtel, nahm einige Löffel voll gemahlenen Kaffee, legte Löschpapier anf ein Theesieb, stellte dies auf eine große Tasse und schüttete den Kaffee darauf.

Mit der größten Accuratesse filtrirte er auf diese Weise eine volle Tasse Kaffee und wollte eben, gewohntermaßen, einen Nachguß fur amico präpariren, als er sich erinnerte, daß dies arme Thierchen des Kaffeewassers nicht mehr benöthigt war.

„Ja so,“ murmelte er, das Sieb auf die Kanne

stützend, „ja so — der Hund sein todt! Ein dummes Vieh, so ein deutscher Hund, ein extra dummes Vieh! Zu sterben, weil er haben genaschen! Ich müssen doch gleich einmal ausgehen, um zu sehen, ob Bologneserchen nicht abzufangen sein!“

Er trank stehend seinen Kaffee aus, warf dabei seinen Kaftan und seine Pluderhosen ab, zog andere Stiefel an, legte ein Chemisett mit breitem, zierlich gekniffftem Jabot vor, und holte Rock, Hut und Stock aus dem Schranke.

In diesem Anzuge glich er dem feinsten Cavaliere, und die würdige Manier, womit er sich bewegte, versteckte jede Spur von dem phantastischen, heruntergekommenen Comödianten, der in seinem Zimmer überall durchblickte.

Das war also der Mann, in dessen Hände Vincent Dorsak sein Geschick gelegt hatte. Wenn nicht Gottes Engel über den verirrten Jüngling wachen, so ist sein Untergang gewiß, denn Lug und Trug, Habsucht und Genußsucht, neben allen Ausbrüchen eines ungezähmten Naturells, werden daran arbeiten, ihn zu Grunde zu richten.

Fünfzehntes Capitel.

Sonnenstrahlen.

Die Eröffnungen, welche Frau Dorsak ihrer Tochter über ihre Vergangenheit gemacht hatte, waren im Ganzen für Josepha sehr unbefriedigend gewesen, allein da ihre Mutter, durch die Abreise des Herrn Maltmann von Mörs beruhigt, wieder in ihr gewöhnliches Arbeitsgleis zurückgekehrt war, so wagte sie es nicht, auf nähere Erklärungen zu dringen, noch dazu, da ihre Mutter sie auf die Ankunft ihres Bruders, die sie zu veranlassen versprach, verwiesen hatte.

Josepha mußte sich mit dieser Aussicht begnügen, und sie benutzte die Zeit, welche dazwischen lag, zu mancherlei Combinationen. So viel stand fest, daß ihre Mutter in glänzenden Verhältnissen gelebt und daß sie in Berlin gewohnt habe.

Welch' ein Feld für einen phantastisch belebten Mädchenkopf, um darauf anzubauen. Sie hob ihre Stirn übrigens ein klein wenig stolzer unter ihren Grü-

beleien und dachte weit geringschätzender und prosaischer an jene Schlösser auf den Höhen, die sie so majestätisch bevölkert hatte.

Aber hinauf ging sie dessen ungeachtet nicht wieder. Ihr Umgang mit Emmy erlitt dadurch einige Einschränkungen. Dies junge Mädchen, welches in seiner Jugendkraft die Stütze einer schwächlichen Mutter abgeben mußte, war oft durch häusliche Beschäftigung behindert, den Weg zum Meierhofe hinabzusteigen. Außerdem gab es jetzt etwas in der Welt, was Emmy nicht wissen sollte, dadurch richtete sich eine kleine Schranke zwischen ihnen auf. Wenn das Herz junger, fröhlicher Gespielen von einem dunklen Geheimnisse bedrückt ist, dann tritt es nicht mehr so auf die Zunge, wie sonst — Emmy merkte das und zog sich ein klein wenig in sich selbst zürück, ohne jedoch das Geringste von ihrer Liebe zu Josephen einzubüßen. Auf diese Weise vergingen einige Wochen.

Lothar von Wöllner hatte das Schloß wieder verlassen, als er mehrere Tage vergeblich auf die Ankunft seiner Schwester Margot gewartet. Er war sehr verdrießlich gewesen beim Abschiede von seiner alten Bonne und halb im Zorne von ihr geschieden, weil sie seiner Aufforderung „nach dem Schlosse zu übersiedeln“ mit ganz entschiedener Weigerung entgegen getreten war.

Seinem Versprechen nach wollte er sehr bald wiederkommen, aber Tag an Tag verging, ohne ihn oder seine Schwester zu bringen.

Mittlerweile war der Frühling mit seiner ganzen Pracht in's Land gekommen. Prangend im köstlichsten Schmuck, mit seinen Blüthen und Blumen, mit seinen Rosen und Lilien, entfaltete er einen berauschenden Zauber, der namentlich Josephen's Herz vollständig erfüllte.

Sie glaubte noch nie solchen Balsam eingeathmet, noch nie eine solche Blumenpracht erblickt zu haben. Die Rosenstöcke an der Veranda strotzten von Blumen, und die Lilien im Blumengarten bildeten sich zu riesigen Bouquetten.

Wenn sie sich des Morgens vom Lager erhoben hatte, eilte sie hinaus, um zu sehen, wie viel Knospen sich entfaltet hatten, und sie küßte die zartgefärbten Kelche der weißen Rosen und flüsterte einen Gruß hinein. Einen Gruß? An wen denn einen Gruß? Ach, sie wußte es selbst nicht an wen! Ihr Herz war nur so freudig und voll Erwartung. Was schadete es denn, wenn sie in holder Beklemmung der Rose einen guten Morgen zuflüsterte? Der Morgenhauch nahm ja den Gruß im Fluge von der Rose und trug ihn himmelan, wo doch Niemand wohnte, wie die Engel.

Josepha eilte auch bisweilen stürmisch wie früher zur Höhe hinauf, die zwischen dem See und der Hohensteinklippe lag. Dort lagerte sie in anmuthiger Trägheit und schauete ohne Gewissensbisse hinab auf den Meierhof, wo ihre Mutter so fleißig für die Lebensbedürfnisse ihrer Kinder sorgte. Dort hob auch zuweilen, aber nur in mißmuthiger Neugier, der Wunsch ihre Brust, zu wissen, wie sie eigentlich heiße.

Eines Tages verspätete sie sich, weil ihre Phantasie gar zu geschäftig war. Die Sonne verließ das Thal. Sie achtete dessen nicht, obwohl sie ihrer Mutter versprochen hatte, den schädlichen Abendthau zu meiden. Die Sonne verließ endlich auch die niedrigen Höhen und strahlte nur noch ihr Licht auf die Hohensteinklippe herab.

Da klang es süß und schaurig durch die stille, unbewegte Abendluft. „Se—fi!"

Wild fuhr Josepha auf und drückte die Hände fest auf das pochende Herz. Sie glaubte ein Traum täusche sie. Wieder tönte es: „Se—fi!"

Kaum athmend, wendete das junge Mädchen sich dem Schalle nach. War es eine Vision?

Dort oben auf der Klippe stand eine weiße Gestalt. Die Sonnenstrahlen umwoben sie mit einem Verklärungsschimmer. „Se—fi!" erschallte es zum dritten Male

und die Gestalt hob einen weißen Schleier, ließ ihn durch die Lüfte wehen und winkte.

Im Fluge durcheilte nun Josepha, aller Wege kundig, die schmalen Felsenpfade, die nach den Klippen hinaufführten, im Fluge überschritt sie die gefährliche Felsenkante, die die zerklüfteten Gebirgsmassen nothdürftig verband. Sie war auf der Klippe, ehe die weiße Gestalt es erwarten konnte, sie war da und sank mit dem Jauchzen der kindlichen Lust vor der Dame nieder, die sie in ihren Armen auffing. „Margot — Margot!"

„Meine Sesi —" flüsterte Margot mit unendlicher Liebe und Wehmuth. „Du kennst mich noch, meine liebe Kleine? Du erinnerst Dich meiner?"

Josepha hob ihr Lockenköpfchen rasch empor und entgegnete freimüthig: „Nein, o nein! Ihr Bild war in mir bis zur traumhaften Unkenntlichkeit abgeblaßt, aber Emmy hat es in mir geweckt, als sie mir von Ihrer Verheiratung erzählte!"

Ein Schleier zog über die sonnenhellen Augen der Dame bei der Erwähnung ihrer Heirat.

„Laß das ruhen", sagte sie unheimlich leise, indem sie rasch nach allen Seiten blickte.

„Nenne mich Du, meine Sesi!" fügte sie schnell hinzu, indem sie ihre Lippen auf des Mädchens Stirn preßte.

„Ich, die arme Sesi, soll die Gräfin Toska Du nennen?“ fragte Josepha im Tone naiver Verwunderung. „Ich bin ja nur der Frau Dorsak Tochter!“

„O mir bist Du das liebste Andenken an meine schöne Jugend“, rief Margot leidenschaftlich, „mir bist Du das einzige Wesen, das mich noch lieben kann und darf, mir bist Du die geliebte Zeugin meiner seligsten Stunden! Weigerst Du Dich noch, mich Du zu nennen, Sesi?“ Das junge Mädchen lehnte verschämt ihre Stirn auf Margot's weiße Schulter, die, wie von einem innern Schluchzen erschüttert, bebte.

„Ich gehe fort aus dem Vaterlande“, begann Margot nach einer Pause, während deren sie nach Fassung gerungen hatte, auf's Neue, aber viel kälter und ruhiger. „Weißt Du, daß ich nach Rußland muß?“ Als Josepha nickte, fuhr sie fort. „Ich mußte noch ein einzig' Mal hier stehen, um Abschied vom Heimatlande zu nehmen, und als ich hier stand, da wallte mein ganzes Herz in traurig süßer Erinnerung auf, denn Du lagst dort auf dem rasigen Abhange, ganz wie vor langer, langer Zeit und doch wieder anders wie damals, o so ganz anders.“

Sie hob Josephen's Gesicht am Kinn empor und sah ihr liebreich in's Auge.

Auch Josepha schauete sie ernst und sinnend an.

Wie schön war Margot, welch' ein Ebenmaß in allen Formen, welch' ein Hauch vom innern, tiefglühenden Leben in den prachtvollen Augen, wie zart gefärbt das Gesicht, welches von dunkeln Locken umwallt war. Ein einfaches weißes Gewand umschloß die edle Gestalt und ein breites blaues Atlasband fiel von der Taille bis zur Kante des gestickten Kleides herab. Den Hut trug sie am Arme. Auch dieser war reichlich mit blauem Bande verziert.

„Auch Du bist ganz wie damals“, sprach Josepha lächelnd nach der Musterung ihres Anzuges. „Noch immer weiß mit blauen Bändern, wie ich vor Zeiten meine Margot gesehen.“

Ein glühendes Erröthen flog über Margot's Wangen und sie senkte das Auge. Ob es wohl nicht Absicht war, noch ein einzig' Mal im weißen Kleide mit blauen Schleifen vom entschwundenen Liebesglücke zu phantasiren? Sie hatte nicht Zeit darüber Antwort zu geben, denn von der Seite, wo Kleineck lag und die Landstraße vorbei führte, tönte ganz fern ein Posthornsignal, das die Aufmerksamkeit Beider für den Augenblick fesselte. Josepha lauschte mit klopfendem Herzen danach ob es näher kam — Margot aber sprach gleichgültig: „Es wird mein Bruder Lothar sein!“

Das Signal kam nicht näher, sondern entfernte

sich. Schon nach wenigen Minuten hallte es kaum hörbar noch durch die Luft, und Josepha, wie erschreckend aus ihren Gedanken auffahrend, sagte:

„Es wird dunkel im Thale, ich muß hinab! Wann wirst Du Kleineck verlassen, theure Margot?"

Margot umschloß das Mädchen.

„Morgen — morgen! O, gedenke meiner, wenn Du künftig hier weilest — gedenke meiner, Sefi! Und —" sie stockte und blickte in lieblicher Verlegenheit auf Josephen nieder, die sich leidenschaftlich bewegt an sie schmiegte. Ihre Blicke sanken in einander — sie wurden wortlos Vertraute.

„Und wenn Du ihn siehest — er wird nun wieder hieher kommen dürfen — bringe ihm mein Bild in's Herz zurück, wie Du mich gesehen, damit er mir nicht fluche. Sage ihm, es gäbe noch ein Glück für uns, die himmlische Vereinigung einer zarten Seelenliebe. Er solle seinem Großvater gehorsam sein und sich der Gattin vermälen, die Jener ihm bestimmt habe. Dann, nach Jahren vielleicht erst, wenn wir ruhig genug sind, dann wollen wir hier zusammentreffen und den Bund der Freundschaft stiften!"

Ihr Auge glänzte in schwärmerischer Begeisterung, indem sie wie segnend die Hände über die Gegend aus=

breitete und jedes Plätzchen, wo sie mit Aegyd geweilt, noch einmal begrüßte.

Josepha fühlte die Heiligkeit ihrer Gedanken. Leise, um sie in ihrer Exaltation nicht zu stören, schlich sie von ihrer Seite und wendete sich dem Felsenpfade zu, der gleich einer Brücke den Eingang zur Klippe bildete.

Warum blieb sie dort stehen, starr und wie gebannt? Sollte sie einen Weg zu betreten fürchten, den sie so oft mit der Behendigkeit einer Gazelle überschritten hatte?

Nein, o nein! Dort drüben am Wege, vom Schatten der eintretenden Dämmerung umhüllt, dort stand eine hohe, schlanke Männergestalt, eben im Begriffe den Pfad zu betreten, der nur Raum für einen Menschen bot. Wer war dieser Mann? Ihr Herz sagte es ihr mit lauten Schlägen. Aegyd war es! Ja, das war Aegyd in seiner ernsten Majestät, mit den mächtigen, dunklen Augen, von der Stirn bis zum Fuße eine göttergleiche, gebietende Gestalt! Scheu wich das junge Mädchen zurück. Sie gab ihm willig Raum, als er beflügelten Schrittes über den Pfad eilte, und sie stand wie bezaubert, als er, Margot in ihrer betenden Stellung erblickend, seinen Schritt plötzlich hemmte, und nur mit unendlicher Trauer und Liebe ihren Namen aussprach.

Margot fuhr auf aus ihrer Andacht. Diese Stimme

hätte sie von den Todten erweckt — wo aber kam diese Stimme, die sie nicht hören durfte, her.

Ihr Blick fiel auf Aegyd, wie er dastand, die Hände krampfhaft gefaltet und zu ihr erhoben.

„Du hier? Du hier?" rang es sich von ihren Lippen. „O, bleibe fern! Bleibe fern, Aegyd! Ich beschwöre Dich — bleibe fern!"

„Margot, um dieses Wiedersehens willen liege ich nun schon wochenlang versteckt im Hohensteiner Schloß — Margot, willst Du mir versagen, was ich endlich errungen zu haben glaube?" bat der junge Mann, demüthig flehend. „Ein Abschied für's ganze Leben, Margot —"

Bezwungen von dieser ungewohnten Demuth, senkte Margot den herrisch emporgehobenen Arm und ließ sich machtlos auf die Steinbank nieder. Im Nu lag Aegyd zu ihren Füßen. Der stolze Mann neigte seine Stirne in ihre Hände. —

Weiter sah Josepha nichts, denn sie floh, von namenlosen Gefühlen erfaßt, wild den Berg hinab.

Ende des ersten Theiles.

Druck von F. Fridrich.